

Unsere

Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge
im Bischöflichen Generalvikariat Münster



Anstöße

**Wohin nach
der Volkskirche?**

Schwerpunkt

- 4 **Was tun, wenn man Gottes Pläne nicht erkennt?**
Eine biblische Inspiration
- 8 **Pastoral der Präsenz**
Impulse zur Erneuerung im Fusionsprozess
- 12 **Gottes Garten**
Das Bild einer blühenden Kirche bei Paulus
- 16 **Kirche muss vor Ort bleiben**
Denkversuch einer orts- und gemeindezentrierten Seelsorge
- 22 **Kirche- und Gemeindesein**
Ekklesiologische Vergewisserungen und pastoraltheologische Perspektiven
- 28 **Von der Pfarrfamilie zum Stamm?**
Wohin das Nachdenken über künftige kirchliche Sozialformen führen kann
- 32 **Kirche unterwegs in die Welten von morgen**
Kleine theologische Klarstellung zum Thema Gemeinde
- 34 **Kopernikanische Wende?**
Pastorale Optionen für die Entwicklung pastoraler Großräume
- 37 **Potenziale der Gemeinden**
Lebensweltorientierung und Ressourcenmobilisierung
- 40 **Charismen und Kompetenzen nicht hauptberuflicher Seelsorger**
Erkenntnisse aus der Pilotausbildung seelsorglicher Begleiter
- 43 **Kooperative seelsorgliche Begleitung**
Seelsorge in Einrichtungen der Behinderten- und Altenhilfe, Krankenhäusern und Hospizen
- 48 **Kirche unter den Menschen**
Kleine Christliche Gemeinschaften in großen pastoralen Strukturen
- 52 **Jenseits des Jordans**
Den Übergang gestalten
- 58 **Entlastung der Pfarrer von Verwaltungstätigkeiten**
Arbeitsgruppe stellt konkrete Möglichkeiten vor
- 60 **Versprechen und Verheißung**
Eine Orientierung in nachvolkirklicher Zeit
- 62 **Service: Literatur**

Themen – Tipps – Termine

Impressum **Unsere** Seelsorge

Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster erscheint vierteljährlich und erreicht alle hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, die Vorsitzenden der Pfarrgemeinderäte, die Bildungseinrichtungen und die Katholischen Öffentlichen Büchereien im Bistum Münster. Weitere Ausgaben sind im Internet erhältlich unter www.unsere-seelsorge.de

Herausgeber und Verleger Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Pater Manfred Kollig SSCC

Redaktion Donatus Beisenkötter, Georg Garz **Redaktionsbeirat** Johannes Bernard, Alfons Gierse, Michael Seppendorf

Konzeption dieser Ausgabe Donatus Beisenkötter **Layout** dialogverlag Münster **Druck** Joh. Burlage Münster

Redaktionssekretariat Heidrun Rillmann, Bischöfliches Generalvikariat Münster, Hauptabteilung Seelsorge, Rosenstraße 16, 48143 Münster, Telefon 0251 495-431, E-Mail seelsorge@bistum-muenster.de, www.bistum-muenster.de/seelsorge

Titelbild Flügelwesen / photcase.com **Weitere Fotos** Bistumszeitung Münster Kirche+Leben (18, 23-24, 26, 28, 53-54), Michael Bönte (5-6, 9, 14, 38, 46, 49, 50, 65), Norbert Ortmanns (56), fiendorange / photcase.com (10), real-enrico / photcase.com (37), Terry U. Weller / pixelio.de (13), alle anderen: Bischöfliches Generalvikariat Münster und privat

Einzelbezugspreis 3,50 Euro **Jahresabonnement** 12 Euro

ZKZ 74165 **ISSN** 1863-7140

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



die vorliegende Ausgabe von **Unsere Seelsorge** gibt Impulse, um über die weitere Entwicklung unserer Kirche im Bistum Münster nachzudenken und darüber

miteinander im Gespräch zu bleiben. Der Titel „Nach der Volkskirche“ knüpft an die Einschätzung an, dass auch in unserem Bistum die gegenwärtige Gestalt der Kirche nicht mehr als Volkskirche beschrieben werden kann. Dabei wird keineswegs übersehen, dass es im nordrhein-westfälischen Teil und im Offizialatsbezirk Oldenburg Orte gibt, an denen volksskirchliche Merkmale und volksskirchlich geprägte Wünsche durchaus noch präsent sind und wirken.

Vor allem Wissenschaftler setzen sich meist unter (pastoral-)theologischen Perspektiven mit der zukünftigen Entwicklung von Kirche auseinander. Sie regen die Diskussion an über die zukünftige Gestalt unserer pastoralen Räume, die meist identisch sein werden mit einer Pfarrei, und in denen es um die Bildung lebendiger Gemeinden gehen wird. Die Autoren geben Gedanken- und Gesprächsanstöße, sie legen keine Leitlinien fest. Deshalb dürfen

sich auch einige Aussagen widersprechen, andere sich ergänzen, wieder andere in Frage stellen, was wir in der Pastoral im Bistum Münster umgesetzt haben oder derzeit umsetzen. Auf diese Weise tragen die Artikel dazu bei, den eschatologischen Vorbehalt alles Irdischen, das heißt unter anderem dessen provisorischen Charakter und die darin enthaltenen Hoffnungs- und Fragezeichen, wieder stärker – pastoraltheologisch und spirituell lebenspraktisch – in den Blick zu nehmen.

Dies bedeutet konkret, dass wir das Nachdenken nicht einstellen können, wenn wir Entscheidungen getroffen haben. Selbstverständlich müssen wir auch in der Entwicklung der Gestalt der Kirche im Bistum Münster Entscheidungen treffen und konsequent umsetzen, selbst wenn diese nicht im Konsens getroffen werden können. Ansonsten würden wir stagnieren und handlungsunfähig. Solches Handeln ist aber auch in der Kirche immer irdisch und muss deshalb einhergehen mit dem demütigen Vorbehalt, dass es weiterhin andere Sichtweisen und Einschätzungen geben kann, die selbst dann wirken, wenn sie aktuell nicht mehr entscheidungsrele-

vant sind. In der zukünftigen Gestalt unserer Kirche (und Gesellschaft) wird es wesentlich darauf ankommen, dass wir uns einerseits durch Vielfalt nicht blockieren lassen, andererseits aber nie aufhören, den Andersdenkenden zu hören und, soweit es vergönnt ist, auch zu verstehen; uns von ihm anfragen und irritieren, relativieren und als Getaufte unter dem Vorbehalt der noch ausstehenden eigenen Auferstehung – also irdisch – wertschätzen zu lassen.

Auch können uns die Beiträge in dieser Ausgabe bei der Entwicklung eines neuen Pastoralplans für unser Bistum und von Pastoral Konzepten für die (neu gegründeten) Pfarreien helfen. Dabei wünsche ich uns, dass wir gemeinsam fragen, wie und wozu wir die Menschen erreichen und zu welcher Sendung wir sie einladen möchten, damit Kirche vor Ort „ein Gesicht bekommt“.

Mit diesem Wunsch grüßt Sie herzlich

Ihr



Pater Manfred Kollig SSCC
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Leiter der Hauptabteilung Seelsorge

Was tun, wenn man Gottes Pläne nicht erkennt?

Eine biblische Inspiration

Menschen handeln zu einem großen Teil, wie sie handeln, weil sie bestimmte Bilder im Kopf haben. Willst Du ein Schiff bauen, zeig den Bauleuten das Meer, heißt es bei Saint-Exupéry. Redner, die andere überzeugen wollen, schaffen dies, wenn sie in ihren Zuhörern motivierende Metaphern verankern können. Wer etwas verkaufen will, verbindet sein Angebot mit positiv besetzten Bildwelten. Trainer suggerieren ihren Teams Bilder von Kraft und Erfolg, um sie überhaupt erst zu Kraft und Erfolg zu befähigen. Und Therapeuten arbeiten mit ihren Klienten an ungünstig eingestellten Selbstbildern, die lähmen und Lebensfreude ersticken. Keine Frage: Starke, intensive Bilder haben auf uns motivierende und mobilisierende Kraft. Das gilt auch für Kirchenbilder.

In kirchengeschichtlichen Zeiten der Neuorientierung sind es immer auch Bilder und Visionen von Kirchlichkeit beziehungsweise Frömmigkeit gewesen, die die Christen erfrischt und gestärkt haben. Die Christentumsgeschichte bietet einige große epochale Stimulierungen: Franz von Assisi mit seiner Kirchenidee als armer Braut Christi; Martin Luther mit seiner Vorstellung, die Kirche gewinne ihre Autorität nicht aus Macht, sondern aus Gnade; Karl Rahner mit seiner „Theologie der Welt“; Papst Johannes XXIII. mit seinem Bild einer Kirche, die „aggiorniert“ ist, sich also in ihrer Zeit zum Partner aller macht, denen es um Frieden und Gerechtigkeit geht. Christinnen und Christen bringen in der Spur des Heiligen Geistes große Kirchenbilder hervor und erhalten zugleich mit diesen Bildern die Kraft, sich in ihnen zu bewähren.

Unsere Situation: Motivierende Kirchenbilder fehlen

Allerdings gibt es auch Zeiten, in denen die Visionen fehlen und selbst diejenigen in der Kirche, die Gott ganz nahe sind, seine Pläne nicht verstehen (vgl. 1 Sam 3,1). Sicherlich stehen wir gegenwärtig in einer solchen Zeit. Zwar werden wir von Rat- und Vorschlägen überflutet, wie Christsein neu und zeitgerecht zu denken wäre – aber insgesamt herrscht doch bei Vielen das Gefühl vor, dass wir gegenwärtig

sprichwörtlich im Nebel stochern. Eines dieser Kennzeichen unserer aktuellen Christseins-Krise ist das weitgehende Fehlen mobilisierender Kirchenbilder. Vielen sind die überkommenen Bilder blass und unverständlich geworden. Da nützt es auch wenig, dass sie von ihren Anhängern immer wieder als die einzig wahren Bilder verteidigt werden. In aller Kürze:

- Die Pfarrei als „Familie“ zu sehen, ... ist angesichts der Fusionen und Neustrukturierungen nahezu unerfahrbar geworden;
- Kirche als „pilgerndes Volk Gottes“ zu sehen, ... ist angesichts der weiterhin unprofessionellen und stiefmütterlichen Behandlung von Laienkompetenzen zu pathetisch geworden;
- Kirche als „Ikone des dreifaltigen Gottes“ zu sehen, ... ist angesichts der weiterhin grassierenden Fremdheit der Trinitätstheologie zu intellektualistisch geworden;
- Kirche als „Leib Christi“ zu sehen, ... ist angesichts der faktischen Milieuverengungen derer, die sich da versammeln, zu eng und zu abgrenzend geworden;
- Kirche als „Reich-Gottes-Bewegung“ zu sehen, ... ist angesichts der Missbrauchsskandale unglaublich geworden.

Die Liste ließe sich verlängern. Sie ist nicht zu verstehen als Kritik an

diesen Kirchenbildern, die alle prinzipiell großes Potenzial in sich tragen, und von denen jedes bereits für Bewegung gesorgt hat. Aber: Gegenwärtig will kein Funke zünden.

Humanwissenschaftlich sind wir gut versorgt: Religionssoziologisch, pastoralplanerisch und organisationsentwicklerisch stehen unsere Analysen und Konzepte (die meisten jedenfalls). Aber so wie sich keiner zum Beten motiviert fühlt, wenn man ihm die „innergöttlich subsistierenden Relationen“ erklärt, so hält auch niemand den Kopf (und das Herz) für eine Kirche hin, die ihm als „erweiterter Kirchensprengel“, als „Seelsorgeeinheit V“ oder als „pastoraler Raum“ vorgeführt wird. Kirche ist mehr als Organisation und Bürokratie – so wichtig beides ist. Christinnen und Christen, egal ob geweiht, haupt-, ehren- oder gar nicht amtlich, wollen in Bezug auf ihren Glauben nicht als Funktionäre oder Teilzeitkräfte angesprochen werden, sondern als Menschen, die zu großzügigem Einsatz für ihr Ideal bereit sind; als Getaufte, denen es darum geht, wie es Gott geht; als Zeitgenossen, die darum wissen, was der „Welt“ fehlt, wenn die Rede von Gott fehlt. So wie niemand zu einem Flirt als Vogelscheuche daherkommt, so erzielt die Kirche auch keine Mobilisierung, wenn sie ohne inneres Bild, ohne Ideal, ohne Sprungfeder antritt.

Was tun, wenn die zündenden Bilder fehlen? – Johannes 21

Man könnte sagen: Gegenwärtig fehlt dem „Leib Christi“ hierzulande einfach die Körperspannung. Das muss man erst mal akzeptieren. Niemand kann ein inneres Bild vom Christsein heute „einfach so basteln“. Die Zukunft der Kirche ist in ihrer Geschichte nie am grünen Tisch entstanden, sondern immer erkämpft worden – vor allem in den Zeiten, in denen die Visionen fehlten.

Trotzdem kann man sich einmal umsehen und nach Modellen suchen, die immerhin darüber informieren, wie man geistlich (also praktisch) mit einer solchen Bilderlosigkeit umgeht. Dabei bietet sich meiner Meinung nach eine biblische Erzählung besonders an: die Begegnung der Jünger mit dem auferstandenen Christus am See von Tiberias, beschrieben beim Evangelisten Johannes im Kapitel 21. Jeder Erzählschritt bietet uns als Leserinnen und Lesern einen Tipp an, wie man es bewältigt, wenn einen gerade nichts so richtig überwältigt.

Die Ausgangssituation und ihre Parallelen

Zunächst sei die Ausgangssituation der Geschichte kurz skizziert. Einige Jünger sind nach dem Tod Jesu am Kreuz beieinander; sie gehen fischen, fangen aber die ganze Nacht nichts. Sie erkennen auch Jesus nicht, der morgens am Ufer steht und sie auffordert, das Netz auf der anderen Seite des Bootes auszuwerfen.

Wem könnten die Parallelen dieser Ausgangssituation zu unserer Situation heute entgehen? Was den Jüngern der Tod Jesu ist, ist uns der Verlust unserer Gesamtorientierung: Wie soll sich die Kirche in die Zukunft hinein entwerfen? Was dem Petrus sein geliebtes Fischen ist, ist uns die Versuchung, jetzt das vertraute Alte einfach weiter zu betreiben. Das Fischen des Petrus – immerhin der Frontmann der Jünger! – ist vergleichbar mit dem Versuch, volkscirchliche Standards und Erwartungen einfach aufrecht zu erhalten, obwohl man damit bestimmte Kirchengruppierungen verhätschelt und andere diskriminiert, Berufungen verschleißt und Suchende befremdet. Was die Erfolglosigkeit der fische-

menschenfischenden Jünger ist, ist uns die Erosion der Kirchenkraft, die uns tagtäglich über Statistiken und Analysen vorgeführt wird. Was den Jüngern das Nichterkennen Jesu am Ufer ist, ist uns das deutlich spürbare Unvermögen, die Pläne Gottes für unsere jetzige Kirchenstunde zu verstehen; und was die Aufforderung zum Wechsel der Netzauswurfsrichtung ist, ist uns die deutliche Erkenntnis, dass wir um größere Experimente und mutige Neuaufbrüche nicht herumkommen werden.

Wenn wir aber die Parallelen zu unserer Situation so klar erkennen können, wäre diese biblische Geschichte keine metaphorische Herausforderung des eigenen Glaubens, wenn sie nicht auch weiterhelfen würde. Mindestens drei weiterführende Lernerfahrungen können abgerufen werden.

1. Die Jünger gehen an den Ursprungsort ihrer Berufung zurück. Zunächst ist da die Erkenntnis, dass die Jünger nach dem Schock des Verlustes Jesu an den Ursprungsort ihrer Berufung zurückgehen. Das, was weitergeht, soll mit dem Ort zu tun haben,





Kirchliche Gemeinschaft positiv erlebt: Bilder wie hier vom Weltjugendtag haben motivierenden Charakter.

an dem es angefangen hat. Auch wenn die Jünger dann in die oben erwähnte Falle tappen, einfach das Alte wieder aufzunehmen, zeigt diese Rückkehr an den See nicht nur Resignation, sondern

» Mobilisierende Kirchenbilder erschließen sich dem, der weiter an seine Berufung glaubt. Für die Kirche kann das heißen, die Texte des Vatikanum II wieder neu zu lesen.

auch ein Urvertrauen in die eigene Geschichte. An den Ursprungsort zurück zu gehen, ist ein guter Tipp aus der Eheberatung: Wenn es in der Partnerschaft kriselt, soll man sich gemeinsam bewusst machen, wie und wo die Liebe begann – und am besten dahin fahren oder sich gemeinsam den Film ansehen, in dem man das erste Mal geknutscht hat; sich die erste gemeinsame Lieblingsmusik anhören; sich Fotos von früher ansehen oder ähnliches. Analog

könnte man sagen: Mobilisierende Kirchenbilder erschließen sich dem, der weiter an seine Berufung glaubt. Für die Kirche könnte das etwa heißen, die Texte des Vatikanum II, der Würzburger Synode sowie früherer Diözesansynoden, -foren oder anderer Konsultationsprozesse wieder neu und neugierig zu lesen. Denn hier wurde gestiftet, was wir heute versuchen.

2. Jesus ist da.

Die Geschichte berichtet von der Sensation, dass der Tod Jesu am Kreuz nicht das letzte Wort des Bundes zwischen Gott und seinen Leuten ist. Am Morgen der umkämpften und erfolglosen Nacht steht Jesus am Ufer – wenn auch mit einem Gesicht, das wir nicht erkennen. Mobilisierende Kirchenbilder erschließen sich dem, der Gott unablässig und dickfellig an

das große Versprechen erinnert, das er mit seinem Namen gegeben hat: Jahwe, das ist der, der für uns da sein wird.

3. Die Lösung ist nicht weit entfernt.

Es ist geradezu verblüffend, dass die Jünger die ganze Nacht quasi schon auf dem Fischeschwarm sitzen, aber wegen der zu starken Fixierung auf die überkommene Netzwurfschwarmtechnik nichts fangen. Analog könnte das für uns heißen, dass in der Pastoral zwar viel Neues gewagt werden sollte, dass aber die Menschen vielleicht schon sehr nahe sind, die diese neue Kirche nachfragen. Vielleicht geht es wie in Jo 21 nur um die Bereitschaft, das Boot und das Steueruder in einer Weise neu zu ordnen, die uns selbst überrascht. Immerhin muss man bedenken, dass der Rat Jesu nach Deutung mancher Kenner seemännischer Unsinn ist: Wirft man das Netz rechts aus, muss sich die Besatzung im Boot neu organisieren; das Netz kommt mit dem Steuerruder in Konflikt und anderes. Man hat das Netz aus guten Gründen immer links ausgeworfen. Wie in anderen Wundergeschichten gilt allerdings auch hier: „Dein Glaube hat Dir geholfen.“ Das ist exegetisch jetzt sehr salopp formuliert, aber vielleicht konnte Jesus den Schwarm erst unter das Boot bekommen, als er sah, dass die Jünger das Netz tatsächlich entgegen aller bisherigen Routinen auf der rechten Seite auswarfen.

Der Fortgang der Geschichte und ihre Parallelen

Als sie dem verrückten und riskanten Rat Jesu nachkommen, fangen sie unerhört viel. Jetzt kommt es zu einer interessanten Arbeitsteilung, in der wiederum eine Lernerfahrung verborgen ist. Johannes als Vertreter der charismatischen Kirche ist es, der als Erstes erkennt, wer da am Ufer steht; Petrus als Vertreter der leitenden, regierenden Kirche ist es, der Jesus als Erstes entgegenstrebt; und die übrigen Jünger machen die Arbeit, indem sie die Fische an Land bringen.

Für Johannes ist bemerkenswert, dass auch er – gewissermaßen als

der Betende, Schweigende, Charismatische – Jesus nicht sofort identifizieren kann. Auch der Christ johanneischen Typs muss sich dem Risiko einer anderen Netzauswurfstechnik stellen, auch er hat keinen Anspruch auf eine irgendwie unmittelbare Einsicht in die Pläne Gottes. Für Petrus ist bemerkenswert, dass er in dieser Situation auf jegliche Eleganz verzichtet. Die Geschichte steht in schöner thematischer Korrespondenz zu dem Versuch des Petrus, Jesus über den sturmgepeitschten See auf dem Wasser entgegenzugehen (Mt 14, 22-33). Hier ist es völlig anders: Man hört es geradezu platschen, als der Leitwolf der Jünger ungestüm ins Wasser springt und seinem Herrn entgegenkrawlt. Analog für unsere Situation könnte man folgern: Die charismatisch-fromme Kirchenfraktion und die der Planer, Leiter und Manager sowie die der vielen „Normalen“, „Säkularen“, die der „Leute“, müssen jetzt gut aufeinander achten und konsequent-partnerschaftlich zusammenarbeiten. Erst in ihrem Zusammenspiel bilden sie das Boot, das die neuen Fische auch nach Hause bringt. Jedenfalls der Geschichte nach wird die „Kirche von morgen“ nicht prominent nur aus den „Frommen“, nicht nur aus den „Machern“ und nicht nur aus den „Normalen“ gebildet, sondern auch im Neuen bleibt es bei der Anforderung, ein gutes Team aus allen Charismen zu formen.

Und ein Letztes überrascht: Jesus hat bereits ein Kohlenfeuer mit Fisch und Brot parat, als die schuftenden Jünger mit dem Netz erst anlanden. Da kaum anzunehmen ist, dass der kraulende Petrus einen Fisch mit den Zähnen gefangen und gebracht hat, muss man wohl schlussfolgern, dass der österliche Jesus ganz gut selbst an Fische herankommt, mit denen er zeigen kann, dass er nach wie vor derselbe ist. Dies ist vielleicht die älteste und doch immer wieder neueste Einsicht: Ganz egal, ob eine Ortskirche gerade über sie motivierende Bilder verfügt oder nicht; ganz egal, ob sie bereits den unbekanntenen Mann am Ufer als ihren Herrn erkennt oder sich noch in der Nacht des immer erfolglose-

ren Kopierens alter Routinen befindet; ganz egal, ob sie graziös über Probleme hinweggeht oder Jesus in ihnen entgegenkrawlt, Gott ist größer als seine Kirche und verlangt im Letzten nur eins: dass man mutig auch noch die kleinsten Schritte macht, die man als dringlich erkannt hat, und sozusagen zugleich darauf vertraut, dass Gott auch unabhängig von der eigenen schweißtreibenden Arbeit gut für sich selbst sorgt.

Zusammenfassung

Nach der Perikope Jo 21,1-12 wäre also einer Ortskirche Folgendes zu empfehlen, wenn sie die Pläne Gottes zwischenzeitlich nicht genau erkennt:

- Gemeinsam an den Ort der Ursprungsberufung zurückgehen;
- Gott betend unablässig daran erinnern, dass er mit seinem Namen ein Versprechen abgegeben hat, an das er sich halten muss;
- Von Seiten der Leitung die Bereitschaft an alle Beteiligten signalisieren, dass man neue Wege experimentell mitgeht, so unorthodox sie auf den ersten Blick wirken mögen;
- Risiken eingehen, indem man Altes lässt und bisher Unerprobtes macht;
- Im Volk Gottes die Charismen zusammenhalten und den Wert jedes Talentes für unverzichtbar halten;
- Auf das Handeln Gottes hier und jetzt vertrauen.



Professor Dr. Matthias Sellmann
Ruhr-Universität Bochum
Katholisch-Theologische Fakultät
Lehrstuhl für Pastoraltheologie
matthias.sellmann@rub.de

Pastoral der Präsenz

Impulse zur Erneuerung im Fusionsprozess

Die katholische Weltkirche steht vor zwei gegenläufigen Herausforderungen: In den Kirchen des Südens, vor allem in Ländern Afrikas und Asiens, sieht sie sich vor Problemen eines schnellen Wachstums, bei dem die vorhandenen Institutionen nicht ausreichen. In den Kirchen des Nordens dagegen, vor allem in Europa, ist sie mit Problemen des Rückgangs (Katholiken, geistliche Berufungen, Finanzen) konfrontiert, sodass die institutionellen Kleider zu groß werden. Wachstumsprobleme junger Kirchen sind gewiss angenehmer als Alterungsprobleme alteingesessener Kirchen. Neue Kirchengebäude einzuweihen macht mehr Freude, als nicht mehr gebrauchte umzuwidmen oder abzureißen.

In Deutschland haben die Kirchen Anteil an den Problemen einer alternierenden Gesellschaft und am demographischen Rückgang, der mit einem Wandel der religiösen Landschaft in der Spätmoderne einhergeht, das heißt einer Pluralisierung gesellschaftlicher Milieus und religiöser Optionen. Diese Entwicklungen sind aber nicht schicksalhaft verhängt und auch kein Grund für Jeremiaden oder Zweckpessimismus. Vielmehr führen sie im Licht des Evangeliums und im Vertrauen auf die Geistesgegenwart zu einer missionarischen Grundausrichtung, welche die Kirche wieder in Bewegung bringt und zu einer aufregenden Akteurin in der Zivilgesellschaft macht.

In zwei wegweisenden Dokumenten der jüngsten Zeit befassen sich die deutschen Bischöfe mit der missionarischen Situation nach innen („Zeit zur Aussaat“, 2000) und nach außen („Allen Völkern Sein Heil“, 2004). Aus dieser Dynamik heraus gilt es, die neue Situation wahrzunehmen und eine Pastoral zu gestalten, welche die Schätze des Christentums wie Bibel und Liturgie, Spiritualität und Musik, Lebenskunst und Trost, Heiliges und Heilige, Ästhetik und Ethik nicht museal verwaltet, sondern zu Markte trägt, um sie den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen anzubieten; wie schon Paulus „auf dem Markt täglich mit denen sprach, die er gerade antraf“ (Apg 17,17).

Die strukturellen Anpassungsprozesse administrativer Art, in denen Gemeinden zusammengeführt werden, sollten von einem Prozess der inneren Erneuerung begleitet werden, welcher „Pastoral der Präsenz“ heißen kann.

Zeitdiagnose und Vor-Gaben

Die gegenwärtige Situation verlangt nicht nur nach empirischen Analysen, wie sie in großer Vielfalt vorliegen und die nach wie vor große Bedeutung des Religiösen belegen, sondern auch die Differenzierung nach Milieus. Die Situation erfordert auch eine theologische Deutung, wie sie exemplarisch Papst Johannes XXIII. in seiner epochalen Rede zur Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils vorlegte. Auch ein halbes Jahrhundert später gilt sein Wort, mit dem er sich gegen jene Meinungen wandte, die in den Verhältnissen der Gegenwart immer nur Untergang und Unheil zu erkennen glauben und unablässig davon reden, dass unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgleite. Im Gegensatz dazu sagte er: „Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergang stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muss man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen.“ In diesem

Sinn können wir auch heute fragen, wie unsere geschichtliche Stunde zu deuten ist, wenn wir davon ausgehen, dass Gott auch unserer Zeit nicht fern ist und sein Geist auch heute weht und die Geschicke der Kirche lenkt.

Dazu gehört die Überzeugung der Christen von der immerwährenden Gegenwart ihres Herrn, der seine Präsenz für die Weltzeit zusagte: „Ich bin bei euch alle Tage“ (Mt 28, 20). Und er hat zugesagt, mitten unter denen zu sein, die sich in seinem Namen versammeln (Mt 18, 20). Die reale Präsenz Christi in Wort und Sakrament und die stärkende Gegenwart des Heiligen Geistes, der auch an unvermuteten Orten weht, gehören zu den Vor-Gaben aller pastoralen Bemühungen. Dieser Realpräsenz Christi und dem tröstlichen Wehen seines Geistes durch die Kommunikation des Evangeliums Raum zu geben, das ist für die Pastoral die eine Aufgabe in vielen Diensten.

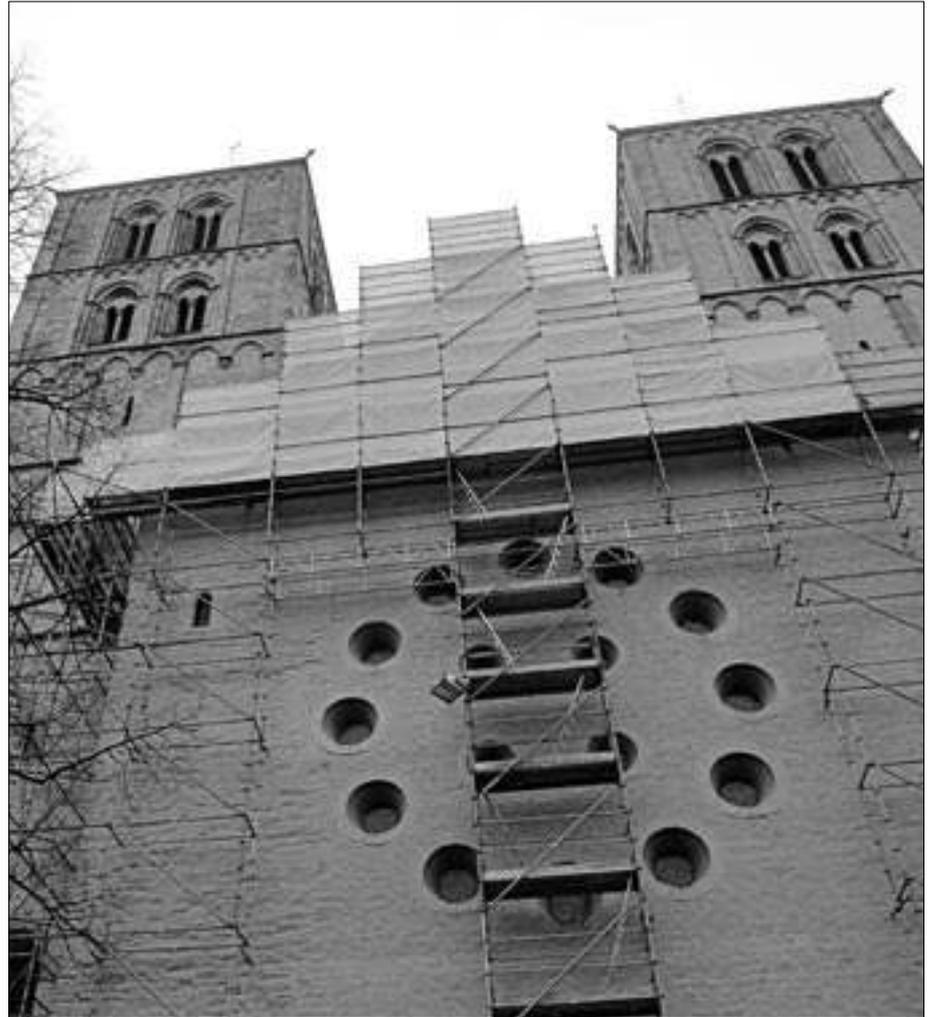
So muss bei aller Neuordnung der Pfarrstrukturen der theologische Rang der Gemeinden deutlich bleiben, der darin zum Ausdruck kommt, dass die Kirche Jesu Christi „wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend“ (Lumen gentium 26) ist, auch in noch so kleinen Diasporagemeinden. Ebenso deutlich muss die konziliare Einsicht bleiben, dass die Laien aufgrund von Taufe und Firmung „zu ihrem Teil die Sendung des ganzen

christlichen Volks in der Kirche und in der Welt ausüben" (Lumen gentium 31), woraus Rechte und Pflichten innerkirchlicher Partizipation fließen, die sich mit den Charismen der Einzelnen paaren. Das Laienapostolat der Frauen und Männer ist „gemeinsam stark". Schließlich gehört zu den Vor-Gaben das neue Verhältnis der Kirche zur Gegenwartskultur, bei dem weder Abschottung noch Anpassung gilt, sondern das „pastorale Prinzip" des Konzils, nach dem sich die Kirche „mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden" weiß und deshalb ein positives und produktives Verhältnis sucht (Gaudium et spes 1). Daher möchte sie in kritischer Zeitgenossenschaft die Werte des Evangeliums mit dem aufkommenden Neuen zu einer „Synthese" bringen (Gaudium et spes 4).

Eine Pastoral der Präsenz verfolgt das Ziel, das Geheimnis Gottes unter den Menschen so zu vergegenwärtigen, dass eine neue Inkulturation in die säkulare Gegenwartskultur gelingt. Die Zeitgenossenschaft fordert vom Gottesvolk und insbesondere von den in der Pastoral Tätigen, auf die „verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören, sie zu unterscheiden, zu deuten und im Licht des Gotteswortes zu beurteilen" (Gaudium et spes 44). Wer die „Sprachen unserer Zeit" kennt, wird in der Lage sein, das Christentum und seine Kultur lebensdienlich und kommunikativ zu übersetzen. Dabei gibt es privilegierte Orte der christlichen Präsenz, die institutionell oder personell das Evangelium Gottes vergegenwärtigen und Geistesgegenwart bezeugen. Diese Orte missionarischer Präsenz sind die drei Grundgesten kirchlichen Handelns, die seit dem II. Vatikanischen Konzil als Glaubensdienst (Martyria), Nächstendienst (Diakonia) und Gottesdienst (Leiturgia) geläufig sind (vgl. Lumen gentium Nr. 26) und den Stichworten Erinnern, Sorgen und Danken zugeordnet werden können.

Glaubensdienst

Wie kann in der spätmodernen Lebenswelt die Erinnerung an Gott



vergegenwärtigt werden? An erster Stelle ist das attraktive „Miteinander" christlicher Gemeinden zu nennen. Das flächendeckende Pfarrprinzip kann dabei institutionell gewährleisten, dass in den Stadtquartieren und ländlichen Regionen lebendige Präsenz stattfindet. Wenn das bewährte territoriale Pfarreien-Netz in der Fläche umgebaut und großmaschiger wird, dann ergeben sich

» Wenn das bewährte territoriale Pfarreien-Netz in der Fläche umgebaut und großmaschiger wird, dann ergeben sich eine Reihe von pastoralen Chancen.

eine Reihe von pastoralen Chancen: Die zusammengeführten Pfarreien können flexibler auf die Lebensräume bezogen werden und ein eigenes pastorales Profil entwerfen, das einerseits bestehende kirchliche Institutionen im Raum wie Kloster, Bildungsstätte, Jugendzentrum, Altenheim, Caritasstation einbezieht und territoriale wie kategoriale Seel-



sorge besser miteinander verknüpft. Zudem sind die vielfältigen Möglichkeiten ökumenischer Zusammenarbeit auszuschöpfen. Andererseits sollen die neuen pastoralen Einheiten auch zivile Institutionen im Raum wie etwa Krankenhaus, Schule, Justizvollzugsanstalt, Einkaufszentrum, Unternehmen, Kulturinstitutionen, Freizeiteinrichtungen berücksichtigen. Durch verstärkte Kooperation der kirchlichen Institutionen und die Einbeziehung des kommunalen Lebensraums kann jede neue pastorale Einheit ein eigenes Profil entwickeln, sodass ein bunteres Bild von Pfarreien entstehen kann. In ihnen kann der starke Wunsch nach ritueller Begleitung der Lebenswenden durch die Sakramente der Kirche Antwort finden.

Die Vergrößerung der Pfarreien bietet überdies die Chance, durch das dort beheimatete Netzwerk von Gruppierungen, neuen geistlichen Bewegungen und Verbänden einen Fächer christlicher Lebens- und Frömmigkeitsstile auszubilden, der nicht nur die Buntheit des Lebens widerspiegelt, sondern auch eigenwillige Akzente setzt. Dabei ist personell das Glaubenszeugnis der Einzelnen von Belang, in der Familie und im Freundeskreis, aber auch in der Berufswelt, ob in Betrieben, Verwaltungen und Schulen. Bei vielen Zeitgenossen sind es zunehmend Sinnfragen, die sie umtreiben und nach Lebenshilfe suchen lassen. Christliche Lebenskunst, die im Leben und im Tod standhält, ohne aufs Jenseits zu vertrösten, braucht

erfahrene und auskunftsfähige Frauen und Männer, deren Zeugnis überzeugt.

Typisch für eine Pastoral der Präsenz ist die Tendenz, den Glauben „zu Markte zu tragen“, zum Beispiel durch Einladung zu Gesprächen über Gott und die Welt oder durch absichtslose Gewährung von Gastfreundschaft in Gemeinden und Foren, aber auch in „Kirchenläden“, in denen man sich en passant informieren oder wieder in die Kirche eintreten kann. Die amerikanische Pastoral spricht von „remembering“ und verbindet in diesem Wortspiel Erinnerung (remember) und Mitgliedschaft (member). Sichtbares Zeugnis geben auch Kapellen und Kirchbauten, die zu schweigender Besinnung und zum Gebet einladen und das funktionale Getriebe des Alltags „unterbrechen“. Wenn eine Bischofskirche wie der münstersche Paulusdom renoviert wird, kann dies zum anschaulichen Symbol für die ganze Diözese werden, sich zu re-novieren. Große und kleine Wallfahrtsorte, aber auch unscheinbare Stätten der Volksfrömmigkeit, an denen Heilige verehrt und Lichter angezündet werden, sind solche Orte. Schließlich ist auf die Klöster und geistlichen Kommunitäten zu verweisen, in denen Ordensfrauen und -männer das Gespür für Gott wach halten und stellvertretend Zeugnis geben. Das spirituelle Erbe der Kirche bietet eine unschätzbare Ressource für religiös suchende, aber auch für „religiös unmusikalische“ oder areligiöse Menschen, zumal das Interesse an mystischen und asketischen Formen der Spiritualität wächst.

Nächstdienst

Der diakonische Dienst für die (bedürftigen) anderen gehört zu den unabdingbaren, biblisch begründeten Grundgesten des Christentums. Denn Christus als der Weltenrichter identifiziert sich mit den Hungernden und Durstigen, den Fremden und Obdachlosen, den Nackten, Kranken und Gefangenen (vgl. Mt 25, 31-46). Nach einem Wort von Hans Urs von Balthasar ist die diakonale Caritas ein „Sakrament“, das weit vor

den Kirchentüren gespendet wird und die Verantwortung der Menschen füreinander und vor Gott zum Ausdruck bringt. „Hüter des Bruders“ (Gen 4,9) und der Schwester, so könnte die Kurzformel des Nächstendienstes lauten.

Die Sorge um den Einzelnen spiegelt sich in allen Formen der Seelsorge, die dem Einzelnen in den vielfältigen körperlichen und seelischen Nöten beratend und tröstend beisteht. Das gilt für die Lebensalter, die des besonderen Schutzes bedürfen (Ungeborene, Kinder, Senioren). Die Sorge um den Einzelnen betrifft auch spezifische Konfliktsituationen, die das Leben mit sich bringen kann (Beziehungsprobleme, Ehekrisen, Scheidungen), strukturell induzierte Lebensprobleme (Verlust des Arbeitsplatzes, soziale Notlagen) oder allgemeine Probleme wie Ängste, Sinnkrisen, Einsamkeit, Anonymität. Der Einzelne in seiner Verwundbarkeit steht auch im Mittelpunkt einer Pastoral, die Kranken und Sterbenden beisteht, Trauernde tröstet und Schuldiggewordenen die Vergebung Gottes zuspricht. Der Sorge um den Einzelnen dienen auch alle diakonalen Vollzugsformen, angefangen vom namenlosen Dienst für andere, den zahlreiche Ehrenamtliche in Gruppen, Gemeinden oder Verbänden übernehmen, bis hin zur sozialcaritativen und sozialpolitischen Tätigkeit der verbandlichen Caritas. Der sprichwörtlich gewordene „barmherzige Samariter“ (Lk 10, 25-37) wendet sich den unter die Räuber Gefallenen direkt zu, ohne nach Religion oder Nationalität zu fragen, einfach deshalb, weil er bedürftig ist. Überdies geht es in einer „strukturellen Diakonie“ um eine advokatorische Verantwortung und humane Gestaltung der Institutionen.

Ein besonderes Augenmerk gilt dem ungeteilten Lebensschutz vom Anfang bis zum Ende des Lebens, der Förderung von Ehe und Familie als Kernbereich des Entstehens und der Erziehung von Kindern und Jugendlichen, verbunden mit dem Einsatz für intergenerationale Solidarität. Kinder und Jugendliche brauchen die Geborgenheit einer Familie mit möglichst beiden Eltern-

teilen, denn Vater und Mutter geben die nötige Geborgenheit und sind die ersten Zeugen des Glaubens für die Kinder. Kinder und Jugendliche suchen nach Orientierung, nicht nur in den Welten des Konsums und des Internets, sondern auch bei den Sinnangeboten. Dafür benötigen sie Lebensziele, die den Einsatz lohnen, Anerkennung ihrer Persönlichkeit, Urteilskraft zur Unterscheidung der Geister. Und sie brauchen die Erfahrung, dass sie in der Gesellschaft und in der Kirche willkommen sind, dass ihr Beitrag und ihre Ideen wichtig sind. Über intakte familiäre Strukturen hinaus sind kirchliche Angebote in Kindergärten und Jugendarbeit gefragt!

Gottesdienst

Eine Pastoral der Präsenz mit ihren zeugnishaften und caritativen Orten findet in der Liturgie ihre Feierform. „Liturgie“ beginnt schon im Leben der Christen, die sich selbst als „heiliges und Gott wohlgefälliges Opfer darbringen“ und damit einen „vernünftigen Gottesdienst“ (Röm 12,1) vollziehen. Die Christen können also in ihrem Leben das Geheimnis Christi ausdrücken, das sie in der Liturgie der Kirche feiern (Sacrosanctum concilium 2). Die Liturgie der Kirche kennt zahlreiche Vollzugsformen, von der Hochform der feierlichen Eucharistie am Sonntag über andere sakramentliche Feiern an den Knotenpunkten des Lebens (Taufe, Firmung, Eheschließung) bis hin zu Wort-Gottes-Feiern. Hier ist die katholische Sinnlichkeit zu entfalten, die alle Sinne anspricht. Das beginnt schon bei den Paramenten in den liturgischen Farben, die nicht durch graue oder beige Kümmerformen verdrängt werden dürfen. Gestaltungsbedürftig ist auch die Sprache der Verkündigung, die dem Indikativ der Gnade vor dem moralischen Imperativ Raum gibt. Die schöne Gestaltung der Liturgie, von der Sprache, Gestik und Choreographie bis zu Musik und Gesang ist eine grundlegende pastorale Aufgabe, die eine liturgische und ästhetische Kompetenz erfordert. Wenn Ministrantinnen und Ministranten durch ihren Dienst in diese Tradition hineinwachsen, wenn

Chöre und Organisten die Feier musikalisch gestalten, bereichern sie das Gemeindeleben und prägen ihre eigene Biographie. Da die Eucharistie „Quelle und Höhepunkt aller Evangelisation“ ist (Presbyterorum ordinis 5), ist ihr missionarischer Charakter unübersehbar. Denken wir über die traditionellen Formen hinaus an neue gottesdienstliche Formen, in denen Nichtchristen oder Fernstehende etwas vom spirituellen Aroma zu spüren bekommen, ob beim Weihnachtslob (Erfurt) oder Abendlob (Trier), bei Gottesdiensten an Sylvester, bei Segnungen für Mütter und Kinder, für Paare (Valentinstag oder Ehejubiläen), für Menschen, deren Partner verstorben ist (Münster) oder für Jugendliche in der Pubertät. Man kann pastoral nicht erfinderisch genug sein, um Gottes Wort unter die Leute zu tragen und den „Himmel offen“ zu halten (Offb 19,11).

Wie Pastoral der Präsenz und Erneuerung zusammengehören, verdeutlicht die Pastoralkonstitution des Konzils. Danach kommt es darauf an, „Gott den Vater und seinen menschgewordenen Sohn präsent und sozusagen sichtbar zu machen, indem sie (die Kirche) sich selbst unter der Führung des Heiligen Geistes unaufhörlich erneuert und läutert“ (GS 21).



Professor Dr. Michael Sievernich SJ
Universität Mainz
Katholisch-Theologische Fakultät
Lehrstuhl für Pastoraltheologie
sievernich@uni-mainz.de

Gottes Garten

Das Bild einer blühenden Kirche bei Paulus

Konfrontiert mit der krisenhaften Situation der jungen Kirche in Korinth benutzt Paulus nicht nur Argumente und Erklärungen, um der Gemeinde den richtigen Weg zu weisen. Um sie dazu zu bewegen, sich auf den Auftrag und das Ziel der Kirche zu besinnen, setzt Paulus vor allem auf „die Strahlkraft von Bildern“. Neben vielen auch heute noch gängigen biblischen Metaphern für die Kirche hebt Professor Thomas Söding ein sprachliches Entwicklungsbild hervor, das ungerechtfertigterweise leicht übersehen wird.

Die Lage der Kirche

In der Gemeinde von Korinth ging es drunter und drüber: Parteien hatten sich gebildet, die Armen wurden verachtet, der Gottesdienst war in der Krise; an die Auferstehung von den Toten haben viele nicht geglaubt. Paulus muss eingreifen. Weil er, in Ephesus gebunden, nicht persönlich intervenieren kann, schreibt er einen Brief¹. Einige Korinther hatten ihn um Antworten auf drängende pastorale Fragen gebeten; andere hatten sich an ihn persönlich um Hilfe gewandt.

Der Erste Korintherbrief ist nah dran am Leben einer jungen Gemeinde, die in einer quirligen Großstadt mit Menschen aus verschiedenen Nationen und mit verschiedenen Religionen eine stürmische Entwicklung genommen hat.

Paulus reagiert auf die Kirchenkrise mit prophetischem Charisma. Sein Brief ist ein Zeugnis radikaler Kirchenkritik. Er spricht die Probleme an und spitzt sie zu. Er deckt auf, dass die sozialen Verwerfungen tiefe theologische Ursachen haben: Unklarheiten im Gottesverständnis, Unsicherheiten im Christusbekenntnis, Unkenntnisse in ethischen Standards. Paulus analysiert, dass die Kirchenkrise im Kern eine Glaubenskrise ist. Deshalb wird sein Brief ein herausragendes Zeugnis neutestamentlicher Theologie: Er reflektiert, was es heißt, Christ zu sein und in der Kirche zu leben, indem er den Kreuzestod und die Auferstehung Jesu Christi als Angelpunkt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung markiert. Die paulinische Kirchenkritik zielt

auf eine Kirchenreform. Diese Reform kann sich nicht in Strukturveränderungen oder der Förderung des Gemeinschaftslebens erschöpfen; sie muss darauf gerichtet sein, dass die Kirche in eine gute Form kommt. Dazu gehören gute Strukturen und effektive Gemeinschaftsaktionen; dazu gehört aber vor allem die Besinnung auf den Auftrag und das Ziel der Kirche.

Das Bild der Kirche

Besonders groß wird die Ortskirche von Korinth noch gar nicht gewesen sein; aber es gibt schon in verschiedenen Stadtteilen Hausgemeinden. Das ist das paulinische Missionskonzept: Kleine christliche Gemeinschaften an Schaltzentralen der Gesellschaft zu bilden, die wachsen sollten: nach innen durch die Vitalisierung des Glaubens, nach außen durch die Attraktivität für die Umgebung. Deshalb trifft die korinthische Krise die paulinische Missionsstrategie ins Mark. Die paulinische Kirchenkritik muss konstruktiv sein. Der Apostel definiert Ziele und bahnt Wege. Er geht den Weg begrifflicher Unterscheidungen und argumentativer Klärungen. Wo es um die Form der Kirche geht, setzt er aber viel auf die Strahlkraft von Bildern. Er stellt Vorbilder vor Augen, die keine Utopien sind, sondern Konkretionen dessen, was Gott geschenkt hat und verwirklicht sehen will; er entwickelt sie aus Urbildern, die keine Nostalgiegefühle aufkommen lassen, sondern die ursprüngliche Kraft des Evangeliums darstellen.

Diese Bilder sind einerseits wie Fenster, durch die man aus der Welt in den Himmel sehen kann: in die Welt Gottes, die die Zukunft der Menschen ist. Andererseits sind sie wie Spiegel, in denen sich die Betrachter erkennen können: in einem Rahmen, der ihren Horizont erweitert, und in einem Licht, das sie hervorhebt und in neuem Glanz erstrahlen lässt. Die Bilder machen sichtbar, was ohne sie verborgen bliebe. Sie definieren nicht, was der Fall ist, sondern machen anschaulich, was wahr ist, weil Gott seine Hand im Spiel hat.

Der Erste Korintherbrief webt einen ganzen Bilderteppich zum Thema Kirche. Die Kirche ist der Tempel des Heiligen Geistes (1Kor 3,9-17) und der Leib Christi (1Kor 12,12-27; vgl. 10,16f.); sie ist das wandernde Volk Gottes auf dem Weg durch die Wüste ins Land der Verheißung (1Kor 10,1-13) und die „Ekklesia“, die Versammlung aller, die Sitz und Stimme in der Stadt Gottes haben (1Kor 1,2); sie ist eine Schule des Glaubens (1Kor 4,15) und ein Sauerteig für die Welt (1Kor 4,7f.); sie ist ein Vorposten des Reiches Gottes (1Kor 6,9ff.); sie ist die Gemeinschaft derer, die von Gott aus ihrem alten in ein neues Leben gerufen sind (1Kor 7,17-24), und sie ist die Verbindung derer, die Gott aus der Sklaverei befreit hat (1Kor 6,29; 7,23); sie ist ein Sportverein, dessen Mitglieder wissen, dass sie zu einem Wettkampf starten, um einen Preis zu gewinnen, den Gott selbst überreicht (1Kor 9,24-27); sie ist aber auch ein Kultverein, der nichts gemein hat mit dem Opfer an die zahlreichen Götter der alten Welt, sondern sich auf die Eucharistie Jesu

Christi konzentriert (1Kor 10,14-33); sie ist eine soziale Bewegung, die den Armen Anteil an den Gütern dieser Welt gibt, weil der arme Jesus ihr ganzer Reichtum ist (1Kor 11,17-22); sie ist aber auch geistliche Bewegung, in der viel gebetet, gesungen und über den Glauben gesprochen wird (1Kor 14,6.15f.19.26).

Der Garten der Kirche

Unter den vielen Bildern der Kirche, die Paulus im Ersten Korintherbrief skizziert, ist eines, das schnell übersehen wird. Paulus skizziert es, weil er ein Missverständnis aufklären will, das in Korinth aufgekommen war: Er und ein anderer Star unter den frühchristlichen Missionaren, Apollos (Apg 18,24-28; 19,1), würden sich nicht verstehen und als Konkurrenten betrachten (1Kor 1,12; 3,4). Diesen Eindruck korrigiert Paulus (vgl. 1Kor 4,6; 16,12), indem er beider Bedeutung relativiert und

sie auf das Wirken Gottes wie die Berufung der Gemeinde bezieht:

„Wer ist schon Apollos? Wer Paulus? Diener, durch die ihr zum Glauben gekommen seid, und jeder so, wie der Herr es gegeben hat. Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, aber Gott hat wachsen lassen. So ist weder, wer pflanzt, etwas besonderes, noch, wer gießt, sondern, wer wachsen lässt: Gott. Wer pflanzt und begießt, sind eins; jeder wird seinen eigenen Lohn empfangen nach seinem eigenen Werk. Gottes Mitarbeiter sind wir; Gottes Garten, Gottes Haus seid ihr“ (1Kor 3,5-9).

Wer in die Einheitsübersetzung schaut, liest allerdings ebenso wie in der Lutherbibel: „Ihr seid Gottes Ackerfeld, Gottes Bau.“ Das ist keine falsche Übersetzung. Aber man kann den Eindruck gewinnen, dass sie mehr nach dem Geschmack von Niedersachsen und West-

falen als dem von Griechen gemacht worden ist. Beim „Acker“ denkt man an Feldarbeit und Ernteeinsätze, gar an Witterungsschwankungen und Schädlingsbekämpfung. Vielleicht halten einige diese Assoziationen für besonders realistisch, wenn es um die Kirche geht. Paulus denkt aber nicht an die Folgen der Vertreibung aus dem Paradies, die Gottes strenges Wort an Adam deutlich macht: „Verflucht ist der Acker deinetwegen. Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln wird er dir tragen, und das Kraut des Feldes sollst du essen. Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst, aus der du genommen wurdest“ (Gen 3,17ff.). Besonders das Gegenteil ist für Paulus wichtig: Die Kirche ist ein kleines Paradies auf Erden.

Das Paradies ist nach der Genesis nicht unberührte Natur, sondern Gottes Garten, den die Menschen hegen und pflegen sollten. Gott hat den Menschen das Paradies auf Erden bereitet; alles, was sie brauchen, ist im Überfluss vorhanden. Das Paradies – der „Garten Eden“ – ist die ideale Schöpfung für Menschen, Pflanzen und Tiere. Deshalb sind die alttestamentlichen Bilder der Heilsvollendung auch Bilder eines neuen Paradieses (Jes 32,15; 51,3; Ez 34,29; 36,35), in dem Frieden zwischen den Menschen, aber auch zwischen Mensch und Tier herrscht (Jes 9,1-6; 11,1-16; vgl. Hld 4,16; 5,1; 6,2). So spricht Gott durch den Mund des Propheten Ezechiel über Israels Zukunft (Ez 34,29): „Ich pflanze ihnen einen Garten des Heils, dass sie in ihrem Land nicht mehr Hunger leiden und das Lästern der Völker nicht mehr ertragen müssen.“ Das biblische Bild des alten und des neuen paradisi-schen Gartens² hat starke Entsprechungen in der antiken Umwelt. Die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon gehören zu den sieben Weltwundern. Sie sind ein Bild der vollkommenen Schöpfung, in der Natur und Kultur auf das Schönste vereint sind. Diese Bildersprache spricht auch die Bibel: nur dass sie vom Schöpfer weiß, der auch der Erlöser sein wird und der am Ende aller Tage denjenigen, die jenseits





von Eden auf dem steinigen Acker ihr Leben fristen müssen, einen neuen Garten des Heiles bereitet, in dem sie als befreite Menschen leben können.

Die Kirche, so Paulus, ist der Ort, da diese Verheißung Wirklichkeit zu werden begonnen hat. Die Vollendung steht noch aus. Aber mitten in der Welt gibt es einen Platz, an dem die Menschen mit Gott versöhnt sind; dann sind sie auch untereinander versöhnt und mit der Welt, in der sie leben. Paulus kennt den Begriff der „neuen Schöpfung“, mit dem er die Wirkung der Rechtfertigung beschreibt (2Kor 5,17; Gal 6,15). Das Bild der Kirche als Garten ist das Pendant. Der Kirchengarten will gehegt und gepflegt sein. Paulus und Apollos sind Gärtner. Der eine, Paulus, der Gemeindegriinder, ist der Pflanzler, der den Garten angelegt hat – so wie er sich etwas später mit einem Architekten vergleicht, der das Fundament des Kirchenhauses legt, das Jesus Christus selbst ist (1Kor 3,10f.). Der andere, Apollos, beginnt mit dem Gießen, was nachher alle tun sollen – so wie das Fundament des Gotteshauses so gelegt ist, dass andere auf dieser Basis weiter

bauen (1Kor 3,12-15). Die Kirche ist das Feld, auf dem die Pflanzen des neuen Paradieses, des vollendeten Gottesreiches, bereits wachsen. Diese Pflanzen sind die Christenmenschen selbst, und zwar nicht als je Einzelne, sondern als Gemeinschaft vieler. Sie bilden Gottes Garten. Gott selbst lässt ihn wachsen. Die Aufgaben des Paulus als Pflanzler und des Apollos als Gießer sind demgegenüber zwar wichtig, aber untergeordnet. Gott ist es, der wachsen lässt.

Das griechische Wort, das Paulus in 1Kor 3,9 verwendet (georgion), kann den Weinberg meinen, der – wie im Hohenlied beschrieben – am schönsten als Weingarten ist. Nach Joh 15,1 ist Gott selbst der Weingärtner, wo Jesus der Weinstock und die Jünger die Reben sind. Der Garten, den Paulus anspricht, ist kein Ziergarten, wie ihn das Barock und die Romantik und seither viele lieben, sondern ein Nutzgarten, in dem es blüht, wächst und gedeiht. Wenn in diesem Garten Wein gezogen und gelesen wird – umso besser und: Gott sei Dank.

Das Haus der Kirche

Es gibt gelehrte Kommentare, die keinen Zusammenhang in dem Satz des Apostels erkennen, dass die Kirche Gottes Garten und Gottes Haus sei³. Tatsächlich wird der Sinn undeutlich, wenn man das zweite Schlüsselwort korrekt, aber umständlich mit „Bauwerk“ übersetzt. Das hat den Vorteil, dass der Prozess des Bauens deutlich werden kann. Wie eine Kathedrale fortwährend renoviert werden muss, damit sie nicht zerfällt, so auch die Kirche. Aber Paulus macht deutlich, dass er an ein bestimmtes Bauwerk denkt; denn im nächsten Satz entwickelt er das Bild der Kirche als Tempel (1Kor 3,10-17), der durch den Heiligen Geist aus den Gläubigen gebildet wird: „Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr“ (1Kor 3,17). Das „Bauwerk“, von dem Paulus in Vers 9 spricht, ist also ein Haus, das Haus Gottes, der Tempel.

Wer das sieht, erkennt in Vers 9 ein schön angelegtes Bildfeld. Der Apostel führt alle, die seinen Brief lesen und hören, auf einen Weg: Dieser Weg führt vom Garten ins Haus, vom Hain in den Tempel, vom Paradies ins Allerheiligste. Das heilige Haus und der heilige Garten gehören zusammen: nicht nur bei Paulus, sondern auch in der Mythologie der Umwelt wie in der kultischen Theologie Israels⁴. In Vers 9 stellt Paulus keinen künstlichen Zusammenhang her, sondern greift ein religiöses Ursymbol auf, um es theologisch umzuwandeln. Der antike Tempel, ob griechisch, ob römisch, ob jüdisch gedacht, ist ein Stein gewordenes Symbol des Kosmos, wie Gott ihn designt hat: mit dem Dach des Himmels und dem Boden der Erde und der Macht der Unterwelt, die zugedeckelt wird, mit dem Altar vor dem Heiligtum und dem Ort der göttlichen Gegenwart, die wie in einem Schrein gehütet wird. Der große Unterschied zwischen Athen und Jerusalem besteht darin, dass hier keine Götterstatue steht, sondern, wo vorher die Bundeslade auf Gottes Treue verweist, ein allerheiligstes Nichts, das in äußerster Präzision die Einzigkeit Gottes darstellt, der sich in keinem Bild darstellen lässt. Der Garten um das Gotteshaus gehört zum Bezirk

des Heiligen; er macht die Welt sichtbar, auf die der göttliche Segen ausstrahlt. Der Tempel von Jerusalem hatte in neutestamentlicher Zeit keinen solchen Garten. Aber in der theologischen Bildsprache ist er gegenwärtig. In Qumran ist eine Schrift gefunden worden, die das religiöse Leben einer jüdischen Reformbewegung beschreibt und eine Erneuerung an Haupt und Gliedern will: „Wenn dies in Israel geschieht, ist der Rat der Gemeinschaft fest gegründet in der Wahrheit für die ewige Pflanzung, ein heiliges Haus für Israel und eine Gründung des Allerheiligsten“ (1QS 8,5).

Der Weg der Kirche

Wer sich die paulinische Gartenkirche im Lichte biblischer Theologie anschaut, kann erschrecken, weil es so viel Ungenügen und Undank in der Kirche gibt, so viel Unvermögen und Unsinn, vom Missbrauch zu schweigen. Paulus, der das Bild einer blühenden Kirche zeichnet, schließt nicht die Augen vor den Problemen der Kirche seiner Zeit, schaut aber über die Problemanalyse und das Krisenmanagement hinaus: Es gibt eine Berufung der Kirche durch Gott, die durch noch so viele menschliche Unzulänglichkeiten nicht zerstört wird; und es gibt für Christenmenschen, die an ihrer Kirche verzweifeln könnten, eine Hoffnung, die letztlich in der Liebe Gottes wurzelt (Röm 5,1-11).

Deshalb lässt das paulinische Kirchenbild Ausschau nach Orten halten, an denen der Geschmack des Guten, die Erfahrung eines Gelingens, die Ahnung des Besseren entsteht. In der Wirtschaftsethik würde man das „best practice management“ nennen. In der Lehre von der Kirche geht es um mehr: Welche Zeichen, welche Riten, welche Worte, welche Gesten und Aktionen sind es, die aus dem Glauben kommen und zur Begegnung mit Gott führen, zur Begegnung mit dem Nächsten, zur Begegnung mit dem eigenen Selbst? Paulus hat im Ersten Korintherbrief solche Orte markiert: eine Liturgie, die das Herz und den Verstand anspricht; eine Eucharistie, in der nicht nur Leib und Blut Christi geteilt werden; eine

Sorge für die Schwachen, die die eigene Schwäche nicht leugnet; eine Pflege der Gemeinschaft, die der Freiheit aller Raum gibt; eine geistliche Übung, die mit körperlicher Fitness einhergeht.

Solche Orte gibt es auch heute – wahrscheinlich viel mehr als damals in Korinth. Sie aufzusuchen und auszugestalten, sie zu beschildern und zu beschreiben, sie zu vergleichen und zu verbinden, ist ein Gebot der Stunde. Menschen werden heute nicht mehr gezwungen, in die Kirche zu gehen – was niemand bedauern sollte. Sie gehen, wenn sie gehen, freiwillig. Was sie suchen, wenn sie sich auf den Weg in die Kirche machen, ist oft genau das, was Paulus mit seinem Kirchenbild vor Augen stellt: ein kleines Paradies auf Erden, eine Oase in der Wüste, einen kultivierten Garten im Dschungel der Großstadt.

Was finden sie, wenn sie in eine Kirche kommen? Ein Gotteshaus, in dessen Mitte, anders als im heidnischen und jüdischen Tempel, der Altar steht, weil das denkbar Profanste, das Kreuz, zum Allerheiligsten geworden ist. Wie der Raum um den Altar gestaltet ist, ob er ein heiliger Raum für die zum Gebet oder zum Mahl versammelte Gemeinde ist – daran hängt heute mehr denn je.

Zur Kirche gehört traditionell ein „Garten“, ein kleines Paradies. Zuweilen ist es in Stein gehauen, wie im Dom zu Münster, und mit Heiligenfiguren ausgestattet, die anzeigen, dass es ja die Gläubigen selbst sind, die den Garten Gottes mit all seinen Pflanzen bilden. Zuweilen aber grünt und blüht es im Kirchengarten. Das ist ganz nach dem Geschmack des Apostels Paulus. Wer durch einen solchen Kirchengarten ins Kirchengebäude geht, hat sich nicht aus der bösen Welt in den Schutzraum Gottes geflüchtet, sondern darf etwas von Gottes Schöpfung in die Feier der Erlösung mitnehmen und beim Weg hinaus sich daran erfreuen, dass es schon ein paar Anzeichen gibt, dass die Hoffnung, die den Geist der Liturgie ausmacht, sich verwirklichen wird.

- 1 Einen frischen Blick auf den Ersten Korintherbrief erlaubt eine Vorlesung, die Erik Peterson vor mehr als 80 Jahren gehalten hat, noch an der Evangelischen Fakultät in Bonn, aber bereits auf dem inneren Weg zur Konversion: Der erste Brief an die Korinther und Paulus-Studien, hg. v. Hans-Ulrich Weidemann (Ausgewählte Schriften 7), Würzburg 2006.
- 2 Bibel heute. 174 (2008): Gartenträume.
- 3 Vgl. Wolfgang Schrage, Der Erste Brief an die Korinther I (EKK VII/1), Neukirchen-Vluyn 1991, 294.
- 4 Vgl. Othmar Keel – Erich Zenger (Hg.), Gottesstadt und Gottesgarten. Zur Geschichte und Theologie des Jerusalemer Tempels (QD 191), Freiburg - Basel - Wien 2002.



Professor Dr. Thomas Söding
Ruhr-Universität Bochum
Katholisch-Theologische Fakultät
Lehrstuhl Exegese des Neues Testaments
und Vorsitzender des Katholischen
Bibelwerks im Bistum Münster
thomas.soeding@rub.de

Kirche muss vor Ort bleiben

Denkversuch einer orts- und gemeindezentrierten Seelsorge

„Die Zukunft der Kirche kann und wird auch heute nur aus der Kraft derer kommen, die tiefe Wurzeln haben und aus der reinen Fülle des Glaubens leben. Sie wird nicht von denen kommen, die nur Rezepte machen. Sie wird nicht von denen kommen, die sich nur dem jeweiligen Augenblick anpassen. Sie wird nicht von denen kommen, die nur andere kritisieren, aber sich selbst als unfehlbaren Maßstab annehmen. Sie wird also auch nicht von denen kommen, die nur den bequemen Weg wählen ... Die Zukunft der Kirche wird auch bei diesem Mal, wie immer, von den Heiligen neu geprägt werden.“

In einem Vortrag über die Online-Umfrage „Perspektive Deutschland 2002“ der Beratungsfirma Mc Kinsey schreibt der verantwortliche Unternehmensberater Thomas von Mitschke, die katholische Kirche sei „beneidenswert attraktiv, aber auch dramatisch gefährdet“. Einerseits besitze sie viele Stärken: das Evangelium als ein zeitloses, attraktives „Kernprodukt“; einen Pool von hoch motivierten haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter(inne)n; eine flächendeckende Präsenz, einen hohen Mobilisierungsgrad und ein in allen Bevölkerungsschichten hochgeschätztes soziales Engagement. Andererseits aber habe sie auch enorme Schwächen: Der Schwund religiöser Praxis bei den Kirchenmitgliedern, die konstant hohe Austrittsrate, der enorme Rückgang der Zahl von Priestern und Ordensleuten sowie der dramatische Vertrauensverlust in der Bevölkerung müsse aufs Höchste alarmieren. Die katholische Kirche stehe vor der größten Herausforderungen ihrer 2000-jährigen Geschichte. Sie müsse „den Wandel von der Volks- zu einer Wahlkirche“ erfolgreich vollziehen².

Kirche in der Modernisierungskrise

Die katholische Kirche steht in der Tat vor einer der größten Herausforderungen ihrer Geschichte. Sie muss sich innerkirchlich und gesellschaftlich neu aufstellen. Die alten Zeiten der Volkskirche sind vorbei. Nicht mehr die Kirche und das von ihr dominierte soziale Milieu bestimmen, wie sich Menschen zu ihrer Kirche verhalten, sondern die Subjekte selbst. Die Regie

kirchlicher Teilnahme liegt heute beim Individuum, nicht mehr bei der Institution. Der Pflichtmodus kirchlicher Partizipation („Du musst! Es gehört sich!“) ist durch den Gelegenheitsmodus („Wenn es passt“) ersetzt worden.

Inmitten dieser mit der gesellschaftlichen Modernisierung (Stichworte: Pluralisierung, Individualisierung, fluide Gesellschaft, digitale Weltgesellschaft) gegebenen Herausforderungen sucht die Kirche derzeit nach ihrer künftigen Gestalt und Präsenz hierzulande. Die pastoralen Neuordnungen sind also zunächst die notwendige Konsequenz des gesellschaftlichen Wandels; in zweiter Linie sind sie dann auch durch innerkirchliche Probleme bedingt, die mit der radikalisierten Moderne verbunden sind.

Innerkirchlich diagnostiziert man die gegenwärtige Krise anhand von vier Mängeln und vier Überschüssen. Exemplarisch hat dies der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick bereits beim Studientag der Deutschen Bischöfe im Jahr 2007 erläutert: Erstens bestehe ein Priester- beziehungsweise Pfarrermangel, zweitens ein Katholikenmangel, drittens ein Glaubensmangel, viertens ein Geldmangel sowie fünftens ein Kindermangel in Folge einer veränderten demographischen Situation³. Als problematische „Überschüsse“ nennt Schick

- den Personalüberschuss, das heißt ein kaum mehr finanzierbares Zuviel beim nichtpriesterlichen pastoralen Personal (Pastoral- und Gemeinde-

referenten; Küster; Büroangestellte, Kirchenmusiker);

- einen Strukturüberschuss: zu viele Pfarreien, Kuratien, Filialen mit eigenen Kirchenstiftungen;
- einen Institutionen- und Immobilienüberschuss: zu viele kleine Vereine und Gruppen, zu viele Kirchen, Pfarrhäuser, Pfarrheime und Immobilien;
- einen Bürokratieüberschuss (Das Kirchenrecht schreibt nur die Führung des Tauf-, Ehe- und Totenbuches vor. „Was machen unsere Pfarrbüros sonst noch alles?“⁴) und
- einen Funktionsüberschuss (Was wird in unseren Pfarreien alles übernommen, was nicht zu den drei zentralen Grunddiensten der Verkündigung, der Liturgie und der Caritas gehört?).

In der Gesamtanalyse der Situation kommt man zu dem Ergebnis, dass die Ursachen der notwendigen Reformen im gesellschaftlichen Wandel liegen; der Priestermangel und die anderen innerkirchlichen Probleme seien nur der unmittelbare Anlass für die Veränderungen. Die Frage ist nur, welche Veränderungen vollzogen und auf welche Weise sie realisiert werden.

Die priesterzentrierte Option: Kirche gibt es nicht ohne den Priester

Auf der Basis dieser Krisendiagnose, die im deutschen Episkopat weithin geteilt wird, vollziehen sich in allen Bistümern die aktuellen Veränderungsprozesse⁵. Obwohl dabei – entsprechend der strukturellen und personellen Gegebenheiten – verschiedene Akzente

gesetzt werden, laufen die Reformen doch auf eine einheitliche Grundfigur des Krisenmanagements hinaus. Ich nenne sie die priesterzentrierte Option, weil sie die Lösungen für die anstehenden Probleme wesentlich vom Pol „Priester“ aus entwickelt.

In dieser Option wird zwar das Konzil beschworen (vor allem was die Mitarbeit der Laien betrifft), aber das zugrunde liegende Kirchenbild erscheint doch allzu amtsfixiert. In ihm lebt nach wie vor das mittelalterliche und gegenreformatorische Verständnis von Kirche als eines hierarchisch geordneten corpus Christi mysticum nach. Der Priester gilt gleichsam als der „Typenträger sakramentaler Nähe“⁶. Er erscheint als alleiniger Garant der sakramentalen, mystischen Einheit von Gott und Kirche, dies, weil er durch die Weihe die potestas sacramentalis besitzt, also vor allem die Vollmacht zur Herstellung des eucharistischen Sakraments (conficere sacramentum corporis Christi) sowie zur Spendung der Sakramente⁷. Und ob dieser Vollmacht obliegt ihm dann auch die Jurisdiktionsvollmacht (potestas jurisdictionis), das heißt die Aufgabe, leitend, gesetzgebend und richtend das Volk Gottes zu führen. Als der exponierten Hierarchiespitze werden ihm dann die verschiedenen Ämter und Dienste (ministri wie Diakon, Subdiakon, Akolythen) unter- und zugeordnet, die den Priester bei der Ausübung seiner Amtsvollmachten unterstützen. Kirche erscheint so als Hierarchie, während die Gläubigen – ab dem Mittelalter bis weit hinein in die Neuzeit die „Untergebenen“ (subditi), die Ungebildeten (illiterati) und die Weltlichen (saekulari) – als passive Heilempfänger gar nicht eigentlich Kirche sind. Entsprechend bedeutet Seelsorge oder Pastoral die Versorgung der Gläubigen mit den Heilsgütern, vor allem mit der Eucharistie, der Buße und den weiteren Sakramenten.

Dass dieses 1000 Jahre lang vermittelte Kirchenbild – trotz der Bejahung der Erneuerungsimpulse des II. Vatikanischen Konzils – immer noch nachklingt (und zwar in der Kirchenleitung und ebenso beim Kirchenvolk!), ist an den

1 J. Ratzinger, *Wie wird die Kirche im Jahre 2000 aussehen?* In: Ders., *Glaube und Zukunft*, München 1970, S. 107-125, hier 120f.

2 Zitiert nach <http://www.erzbis-tum-muenchen.de/EMF00828.asp?NewsID=7076> (24.09.2003).

3 So Erzbischof L. Schick, *Pfarrei – Kirche vor Ort. Theologisch-kirchenrechtliche Vorgaben und Hinweise zur Pfarrei*, in: *Mehr als Strukturen ... Dokumentation des Studientages der Frühjahrsvollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz (=Arbeitshilfen Nr. 213, hrsg. vom Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007)*, S. 22-61, hier 31-34.

4 Ebd., S. 33.

5 Vgl. „Mehr als Strukturen ... Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick, 12. April 2007 (=Arbeitshilfen Nr. 216, hrsg. vom Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007).

6 Vgl. dazu den Aufsatz von S. Knobloch, *Potenzial Ortsgemeinde. Ein praktisch-theologisches Plädoyer*, in: *Pastoraltheologische Informationen* 28 (2008) 2, S. 55-85, hier 61.

7 Wesentliche Impulse zu dieser historischen Frage verdanke ich dem Vortrag von Prof. P. Hünermann, „Die Kirche und ihre Caritas als Sakrament – herausgefordert durch neue pastorale Räume“ beim 8. Werkstattgespräch der TheologInnen in der sozialen Arbeit am 8.2.2010 in Benediktbeuern (Manuskript). Erscheint demnächst in der Reihe „Benediktbeurer Hochschulschriften“ (Don Bosco Verlag München).

8 So die Thesen von Erzbischof L. Schick, hier in der Zusammenfassung – vgl.

„Mehr als Strukturen....“ a.a.O., S. 108.

9 Zitat von Bischof Dr. Felix Genn aus: *Zeitanlagen 1/2010 – Vortrag anlässlich des Tages der Ehrenamtlichen im Bistum Münster*, S. 21).

10 N. Göckener: „Pfarreireform: Tun, was nötig ist“, in *kirchensite.de*, Internet-Magazin des Bistums Münster, vom 21.11.2010, <http://kirchensite.de/aktuelles/news-aktuelles/datum/2010/11/21/pfarreireform-tun-was-noetig-ist/>

aktuellen Strukturreformen mit ihrer Anpassung der Pfarreigrößen an die Zahl der Priester überdeutlich. Die offizielle Argumentationslinie lautet denn auch wie folgt – und zwar in der Wertigkeit(!) der Reihenfolge:

- Es werden Priester gebraucht, die eine Pfarrei leiten können.
- Die Theologie des Priestertums muss erneut (bei den Gläubigen!) ins Bewusstsein kommen (vergleiche die Botschaft des Jahres des Priesters!).
- Die Rolle und das Miteinander der pastoralen Mitarbeiter ist theologisch und funktional zu klären.
- Das Ehrenamt ist zu stärken, damit die Pfarrei selbst Trägerin der Verkündigung, Liturgie und der Caritas sein kann.
- Die Verwaltungsstruktur muss überprüft werden, um die Pfarrer zu entlasten⁸.

Ich habe den Eindruck, dass auch der aktuell im Bistum Münster diskutierte Personal- und Strukturplan auf dieser Linie liegt und zunächst einmal nahezu identisch argumentiert. Die Vermutung einer im Grundsatz priesterzentrierten Option liegt jedenfalls nahe, wenn die Anzahl der geplanten Großpfarreien vor allen anderen pastoralen Überlegungen zu ihrem Zuschnitt von der Zahl der prognostisch noch besetzbaren Pfarrstellen abhängig gemacht wird. Andererseits betont Bischof Dr. Felix Genn eindrücklich, dass für ihn Laien und Ehrenamtliche „niemals nur Lückenbüsser, niemals mehr oder weniger wichtig (sind), je nachdem, wie viele Priester es im Bistum Münster gibt“⁹. Die Eckdaten des Ende 2010 vorgestellten Personal- und Strukturplanes sollen jedenfalls möglichst bald festgelegt werden, um „darauf aufbauend einen Pastoralplan zu erarbeiten.“¹⁰ Von außen betrachtet liegt der münstersche Ansatz damit auf der Linie der Bischöfe Deutschlands.

Trotz der bischöflichen Einmütigkeit über die Grundausrichtung und -abfolge der Veränderungsschritte kommen aber doch Zweifel auf, ob der priesterzentrierte Lösungsversuch mit der Vergrößerung der pastoralen Einheiten

gemäß der Zahl der verfügbaren Priester auch grundsätzlich plausibel und zukunftsfähig ist. Nicht nur, dass er offenkundig bei Gläubigen wie Priestern Vorbehalte, Ängste, Resignation und Widerstände auslöst. Man muss auch die Frage stellen, ob er nicht die „Entörtlichung der Kirche“ (J. Werbick) betreibt, die Kirche also aus gewachsenen gemeindlichen Strukturen und sozialen Nahräumen der Menschen herausorganisiert (Brauchtum, Feste, Symbole). Man muss auch fragen, ob diese Option nicht die „Exkulturation“ der Kirche (B. Spielberg) verstärkt, das heißt ihre Selbstdistanzierung von den Lebensvollzügen, sozialen Erfahrungen und kulturellen Vollzügen der Menschen¹¹. Schließlich ist durchaus Skepsis angebracht, ob die priesterzentrierte Option wirklich zukunftsfähig ist, wenn man doch schon jetzt weiß, dass spätestens in zehn Jahren der Personalbestand der Priester nochmals dramatischer geschrumpft sein wird und die jetzigen Strukturen Makulatur sein werden.

Die gemeindezentrierte Option: Kirche gibt es nicht ohne Gemeinden

Von diesen Anfragen her denkend möchte ich eine andere Lösungsvorstellung ins Spiel bringen und stark machen. Ich nenne sie die gemeindezentrierte Option. Sie entwickelt die Reformimpulse konsequent von den (gläubigen) Menschen eines Ortes beziehungsweise Lebensraumes her. Sie traut dem Glaubenssinn (sensus fidelium) und der Gestaltungskraft des Gottesvolkes (virtus fidelium). Der entsprechende Grundsatz lautet dann: Kirche gibt es nicht ohne Gemeinden¹². In der Konsequenz ist dann danach zu fragen, wie sich die Kirche räumlich, strukturell und personell aufstellen muss, damit der Glaube der Menschen einen förderlichen Ort hat.

Für diesen gemeindebezogenen Ansatz gibt es gute theologische Argumente. Es ist die Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils. Dieses hat das Kirchenverständnis fundamental erneuert. Fundamental bedeutet: Es hat auf eine Sicht der Kirche zurückgegriffen, wie



Wo man sich versammelt, erlebt man sich als Gemeinschaft.

11 Exkulturation sei die „fundamentale Krise der Kirche und insbesondere ihrer Gemeinden“. Diese These vertritt B. Spielberg, Kann Kirche noch Gemeinde sein? Praxis, Probleme und Perspektiven der Kirche vor Ort, Würzburg 2008, S. 76.

12 Dies bestätigt auch B. Spielberg, der schreibt: „Die Zukunft der kirchlichen Präsenz vor Ort liegt (...) in den Pfarrgemeinden“ – vgl. ebd., S. 386.

13 Augustinus formuliert diese Einheit: „unus homo – unus vir – una persona – Christus integer – Christus totus“ – Vgl. P. Hünemann, Die Kirche und ihre Caritas als Sakrament – herausgefordert durch neue pastorale Räume. Manuskript des Vortrags beim 8. Werkstattgespräch der Theolog(inn)en in der sozialen Arbeit am 8.2.2010 in Benediktbeuern.

14 Das Konzil hat damit die Trennung von Hierarchie und Gottesvolk abgeschafft. Kirche ist nun nicht mehr wie früher eine Hierarchie, wohl aber besitzt sie eine hierarchische Struktur!

15 Leider wurde in der Erklärung „Dominus Jesus“ der Kongregation für die Glaubenslehre (2000) der Satz umgeformt, sodass er nun doch wieder die besondere Stellung der Kleriker betont. Es heißt dort: „Während unter allen eine wahre Gleichheit

usw. waltet, sind einige nach Christi Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt.“ Dies insinuiert eine Klimax! – vgl. dazu Knobloch, Potenzial Ortsgemeinde, a.a.O., S. 68.

16 Diese Dienstbarkeit der kirchlichen Ämter für das Gottesvolk wird im nachkonziliaren Kirchenrecht can. 1008 eigens neu formuliert.

17 E. Klinger, Armut – Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung der Menschen, Zürich 1990, S. 100.

18 R. Bucher, Reale Gegenwart, wirkliches Glück: gefährdet, in: Lebendige Seelsorge 60(2009) 5, S. 331-333, hier 332.

19 Vgl. Beschluss: Dienste und Ämter, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, hier bes. S. 598; 602-605.

20 Dafür plädiert auch B. Spielberg in seiner wegweisenden Dissertation. Er spricht von drei gleichzeitig nötigen Prozessen: (1.) einem Prozess der Pfarrentwicklung; (2.) einem Prozess der Gemeindeentwicklung; und (3.) einem Prozess des Miteinander beider Verwirklichungsformen von Kirche vor Ort – vgl. Spielberg, Kann Kirche noch Gemeinde sein?, a.a.O., S. 388ff.

21 Vgl. G. Lohfink, Braucht Gott die Kirche?, Freiburg 2002, hier S. 271.

sie in der so genannten Väterzeit oder Patristik (2. bis 5. Jahrhundert) verbreitet war, indem es von der Kirche selbst als dem Sakrament spricht. Für die Kirchenväter galt die Einheit von Christus und den Christen. Beide sind zwei in einem Fleisch¹³. Die ganze Kirche ist das Sakrament, das von Christus her lebt und auf ihn mit seiner ganzen Existenz verweist. Sie ist das Mysterium, das Geheimnis, das Gott ausgewählt hat, um durch sie zu zeigen, wie es um das Verhältnis von Gott und Mensch steht.

Die neue sakramentale Sicht von Kirche im Konzil bedeutet also: In ihrer Gänze – nämlich in der Einheit von Amtsträgern und Laien – verweist die Kirche auf Gott. Als „Sakrament“ (= Mysterium, Geheimnis) ist sie zum einen wie ein Fenster, durch das die Wirklichkeit Gottes und seines Heils – mehr oder weniger durch Verschmutzung getrübt – transparent wird. Und als „Sakrament“ ist sie zum anderen das menschliche Werkzeug, das Gott nutzt, um seinen Heilswillen in der Welt kundzutun. Der entscheidende Satz des Konziltextes lautet: Kirche ist „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

Mit dem Sakramentsbegriff hat das Konzil das priesterzentrierte Kirchenbild und die damit gegebene Ständelehre überwunden¹⁴. Das Konzil spricht bei aller gottgewollten Unterschiedlichkeit zwischen Klerikern und Laien von einer „wahren Gleichheit hinsichtlich der Würde und Tätigkeit“. Beide, Kleriker und Laien, bilden die Kirche. Deren Berufung ist es, Volk Gottes und Sakrament zu sein.

Damit das Volk Gottes aber diese seine Berufung erfüllen kann, braucht es Ämter und Dienste. Diese sind auf das Gottesvolk hingeordnet, nicht mehr wie früher auf den Priester. Originaltext Konzil: „Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der

allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit, zum Aufbau des Leibes Christi“. (LG 32)¹⁵. Der von Christus gewollte „Unterschied“, so heißt es im Konzilstext weiter, „schließt eine Verbundenheit ein, da ja die Hirten und die anderen Gläubigen in enger Beziehung miteinander verbunden sind“. (LG 32). Die Hirten – gemeint sind Bischöfe und Priester – dürften aber nicht meinen, dass die Sendung der Kirche ausnahmslos von ihnen abhängt; ihre vornehmliche Aufgabe liege im Dienst daran, „dass alle in ihrer Weise zum gemeinsamen Werk einmütig zusammenarbeiten“ (LG 30)¹⁶. Der gemeinsame(!) Auftrag ist die Pastoral. Diese ist „eine Handlung der Kirche selbst im Zeugnis ihrer Mitglieder“¹⁷, nicht mehr wie vormals die Versorgung von Laien durch Kleriker. In der Pastoral geht es um die „kreative Konfrontation von Evangelium und konkreter Existenz“¹⁸ im Interesse eines gelingenden Lebens nach dem Maßstab der Reich-Gottes-Botschaft (vgl. Jo 10,10).

Entsprechend dieser sakramentalen Grundbestimmung von Kirche hat sich auf der Basis des Konzils eine neue Gemeintheologie entfalten können. In ihr wurde die Bedeutung der Ortskirche und ihrer Gemeinden wieder mehr bewusst. Kirche erscheint nun als eine in Wort und Sakrament begründete und amtlich geleitete Gemeinschaft von Menschen, und zwar an einem bestimmten Ort (etwa Wohnort, Krankenhaus, Kindergarten) oder innerhalb eines bestimmten Personenkreises (zum Beispiel Verbände, Hochschulen, Hausgemeinschaften). Gemeinden sind die kleinste Einheit von Kirche. Kirche gibt es nicht ohne Gemeinden. Diese aber existieren nicht aus sich selbst und auch nicht für sich selbst. Sie haben eine Mission: „Zeugnis für das Evangelium und Dienst an den Menschen in unserer Gesellschaft.“ Dafür sind alle Glieder der Gemeinde verantwortlich¹⁹.

Eine tausend Jahre lange Priesterzentrierung in Theologie und kirchlicher Praxis ist in wenigen Jahren nicht zu überwinden. Ich bin mir aber sicher, dass sich in der aktuellen

krisehaften, ambivalenten Situation das vor vierzig Jahren im Konzil grundlegende Verständnis von Kirche und ihrer Sendung in den kommenden beiden Jahrzehnten durchsetzen wird. Ist es das, was der Geist Gottes uns durch diese Krise sagen will?

Kirche muss vor Ort bleiben – Thesen zum Weiterdenken

Was bedeutet es konkret, wenn man eine gemeindebezogene Option präferiert? Die Option kann ebenfalls entlang der Grundwirkweisen von Kirche entwickelt werden, denkt aber konsequent von der Gemeinde her und setzt die Schwerpunkte anders.

Koinonia –

Ohne Gemeinden gibt es keine Kirche

Die gemeindezentrierte Lösungsoption geht davon aus, dass die gegenwärtige Selbstausgrenzung der Kirche aus den sozialen Netzwerken und den kulturellen Bezügen, in denen Menschen leben, das Problem darstellt. Daher kommt es zuvörderst darauf an, dass neben und begleitend zu der unausweichlichen Pfarrestrukturreform gleichzeitig intensiv eine Gemeindeentwicklung vorangebracht wird²⁰. Denn von Anfang an ist das Sich-Versammeln der eigentliche Grundakt von Kirche, ihr Existenzvollzug²¹. Wo man in einer Priesterfixierung darauf verzichtet, sich als Gemeinde zu versammeln (oder theologisch richtiger: sich von Gott versammeln zu lassen!) und die gemeindlichen Vollzüge zu leben, dort stirbt Kirche an der Basis ab. Es bleibt dann oft ein wunderschöner Kirchenbau, der aber für die Menschen keine religiöse Bedeutung mehr hat. Daher kommt es künftig darauf an, Gemeinden an bestimmten (kleinen) Orten und bestimmte Personenkreise zu animieren, miteinander nachzudenken, wie sie trotz des Fehlens von Priestern die sonntägliche Versammlung sowie pfarrliche Zusammenkünfte (Räte, Verbände, Aktionen, Feste) organisieren und gestalten können. Nur wo man sich versammelt (besser: von Gott versammeln lässt!), erlebt man sich als Gemeinschaft, also *communio* der Glaubenden.

Martyria – Das Evangelium als Nahrung empfangen und den Glauben weitergeben

Bevor Christen den Glauben weitergeben, müssen sie den Glauben empfangen und verinnerlichen. Lange Zeit war es den Katholiken aus gegenreformatorischen Bestrebungen heraus verboten, in der Bibel zu lesen. Die Bibelbewegung des frühen 20. Jahrhunderts hat den Boden dafür bereitet, dass das Konzil wünscht, der Zugang zur Heiligen Schrift müsse „für die an Christus Glaubenden weit offen stehen“ (DV 22). Denn in den heiligen Schriften kommt Gott den Menschen „in Liebe entgegen und nimmt mit ihnen das Gespräch auf“. Das Konzil ist daher der Überzeugung, dass das Wort Gottes der Kirche „Halt und Leben“ gibt und dass es für die Gläubigen „Glaubensstärke, Seelenspeise und reiner, unversieglicher Quell des geistlichen Lebens ist“ (DV 21). Ob dieser hohen Bedeutung der Heiligen Schrift für christliches und gemeindliches Leben kommt es heute darauf an, in den örtlichen Gemeinden dem Wort Gottes mehr Raum zu geben. Vieles gibt es schon, manches könnte neu aufgebaut werden: die Haus- und Familienkreise mit Bibellektüre, Formen des Bibel-Teilens von Laien, Exerzitien im Alltag, Bibelarbeit in der Jugendarbeit²². Es bräuchte aber mehr als bisher die Ausbildung von ehrenamtlichen Katechisten (etwa in einer diözesanen Bibel- und Katechistenschule) nach dem Modell von Afrika, Asien und Lateinamerika, sowie den gezielten Einsatz von Gemeindereferent(inn)en für die Befähigung von Personen, die in der Glaubensweitergabe vor Ort (Kinderkatechese, Erstkommunion- und Firmgruppen, Erwachsenenkatechese) ehrenamtlich tätig werden können.

Liturgia –

Das gemeinsame Gebet pflegen

In einer priesterzentrierten Pastoral hängt das gesamte christliche Leben an der Messe. Auch wenn sich die Priester (ob des Mangels) hierbei überstrapazieren, findet die Eucharistiefeier in den kleinen Gemeinden immer weniger statt. Manche Diözesen empfehlen daher die Errichtung von Eucharistie-

zentren, um die Priester zu entlasten. Natürlich stimmt es, dass „die Liturgie der Höhepunkt (ist), dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strebt“ (SC 10). Aber Liturgie ist viel mehr als Eucharistiefeier, und auch „in der heiligen Liturgie erschöpft sich nicht das ganze Tun der Kirche“ (ebd.). Wenn also am Sonntag in den kleinen Orten wegen des Priestermangels keine Messe mehr stattfinden kann, dann heißt das doch noch lange nicht, dass keine sonntägliche Liturgie gefeiert werden kann! Die Aufgabe heutiger Gemeindeentwicklung ist es darum, die Gemeinden zu befähigen, sich an jedem Sonntag zur „Liturgiefeier“ zu versammeln. Dafür braucht es Personen, die dieser ihrer liturgischen Versammlung vorstehen. Die Ausbildung solcher Vorsteherinnen und Vorsteher für Wortgottesdienste, für Früh- und Spätschichten, für Andachten, für Abschiedsfeiern in Trauerfällen, für Gebetsliturgien und vieles mehr hat daher höchste Priorität. Ebenso gilt es, von Seiten des Bistums Arbeitshilfen und Texte für diese sonntäglichen Liturgien in priesterlosen Gemeinden bereitzustellen. Und es gilt, die Menschen miteinander ins Gespräch darüber zu bringen, wie sie ihr gemeinsames Gebetsleben in den priesterlosen Gemeinden und Dörfern – mit ihren oft wunderbaren Kirchen (!) – gestalten wollen.

Diakonia – Sich auf das

Leben der Menschen einlassen

So wenig die Kirche aus sich selbst lebt, so wenig lebt sie für sich selbst. Sie muss sich auf das Leben der Menschen einlassen und es im Geiste des Evangeli-

» So wenig die Kirche aus sich selbst lebt, so wenig lebt sie für sich selbst.

Sie muss sich auf das Leben der Menschen einlassen.



ums zu humanisieren bestrebt sein. Das geschieht wesentlich durch die Caritas, einer Wesensaufgabe christlicher Gemeinde. Aber: Caritas ist zunächst das Handeln Gottes an uns: „Caritas im umfassenden Sinn meint die Liebe Gottes zu den Menschen und ihre Antwort, nämlich die Liebe zu Gott und zugleich die Liebe zum anderen Menschen, zum

- 22 Die katholische Jugendarbeit ist hier Vorreiter – Vgl. dazu Katholische Landjugendbewegung Bayerns, Die Bibel neu entdeckt. Einführung und Methoden zur Arbeit mit dem Buch der Bücher, München 2009.
- 23 Vgl. Caritas als Lebensvollzug der Kirche und als verbandliches Engagement in Kirche und Gesellschaft, 23. September 1999 (= Die deutschen Bischöfe, Nr. 64, hrsg. vom Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz) Bonn 1999, hier S. 12.
- 24 Vgl. ebd., S. 8f; vgl. auch die grundlegende Arbeit von K. Bopp, Barmherzigkeit im pastoralen Handeln der Kirche, München 1998.
- 25 J. Panhofer, Hören, was der Geist den Gemeinden sagt. Gemeindeleitung durch Nichtpriester als Anstoß zur Gemeindeentwicklung – eine empirisch-theologische Studie zu can. 517 § 2, Würzburg 2003.
- 26 J. Ratzinger, Wie wird die Kirche im Jahr 2000 aussehen?, in: Ders., Glaube und Zukunft, München 207, 270.
- 27 Ebd., S. 124f.
- 28 Knobloch, Potenzial Ortsgemeinde, a.a.O., S. 81.

Nächsten.²³ Zu dieser Caritas gehört zum einen die Sorge für Menschen in vielfältigen Notlagen und ebenso das politische Engagement von Christen. Hier gibt es schon sehr Wertvolles in den örtlichen Gemeinden, was oft still und selbstverständlich getan wird. Es stünde aber dennoch an, auch in kleineren Orten eine personal sichtbare und verlässliche Verantwortlichkeit für Menschen in Not zu installieren (eine Art „menschliche Notrufsäulen“). Der Diözesancaritasverband hätte hier eine wichtige Aufgabe zur Qualifizierung von caritativen Bezugspersonen. Caritas meint aber zum anderen im Sinne von Barmherzigkeit schlichtweg einen achtsamen, ermutigenden, tröstenden, befreienden und helfenden Umgangsstil der Christen miteinander²⁴ nach dem Vorbild Jesu. Die örtliche Caritas zu entwickeln, heißt also mehr als Sammlungen und Projekte durchzuführen, sondern sich als Kirche vor Ort für eine lebensförderliche, beziehungsreiche und verbindliche Kultur des örtlichen Zusammenlebens zu engagieren.

Personen und Strukturen – Dem Glauben und der Seelsorge adäquate Räume entwickeln

Denkt man gemeindebezogen, dann muss man bei aller Wertschätzung ehrenamtlichen Engagements irgendwann auch die Frage nach angemessenen pastoralen Strukturen und damit verbunden nach einer angemessenen Zahl von Gemeindeleitern stellen. Denn die Gemeinde braucht das kirchliche Amt. Es ist die beständige Erinnerung daran, dass sie „nicht aus sich und nicht für sich lebt“ (J. Hilberath). Das Amt steht – theologisch gesprochen – dafür ein, dass die Gemeinde „in der Spur Jesu bleibt“, dass es in ihr geordnet zugeht und dass sie ihren Auftrag Jesu nicht vergisst, die Frohe Botschaft an alle – besonders die Armen und Benachteiligten – zu verkünden. Darüber hinaus hat das Amt spezielle „operative“ Aufgaben zu erfüllen, wie sie etwa Johannes Panhofer²⁵ auf der Basis einer empirischen Erhebung beschrieben hat:

- die Seelsorge,
- die Leitung im organisatorischen Sinn,

- die Jurisdiktion im Sinne verbindlichen Handelns und Sprechens im Namen der Kirche sowie
- die Spendung der Sakramente und die Feier der Eucharistie.

Nimmt man dies ernst, dann ist mit Nachdruck zu fragen, ab welcher Größe pastoraler Räume diese unverzichtbare theologische wie operative Funktion des Amtes nicht mehr gegeben sein kann. Statt immer größere pastorale Einheiten um die weniger werdenden Priester zu organisieren, könnte man auch von der Gemeinde ausgehend – also von unten her – festlegen, welche räumlichen Strukturen dem Leben von Christengemeinden dienen (nach dem Prinzip: „Die Form folgt der Funktion“) und ab welcher Größe ein hauptbeziehungsweise ein nebenamtlicher Gemeindeleiter unverzichtbar ist. Was das in der Konsequenz bedeutet, hat der heutige Papst bereits 1970 in einer Vorausschau auf die Kirche im Jahr 2000 erahnt, wenn er schreibt, dass diese Kirche im Jahr 2000 „gewiss auch neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen“ wird. „In vielen kleineren Gemeinden beziehungsweise in zusammengehörenden sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“²⁶ Nur eine Vision, oder doch bald Realität?

Komplementäre Strukturreform und Gemeindeentwicklung

Um abschließend noch einmal Papst Benedikt XVI. zu zitieren, der damals als Professor zur Zukunft der Kirche schrieb: „So scheint mir gewiss zu sein, dass für die Kirche sehr schwere Zeiten bevorstehen. Ihre eigentliche Krise hat noch kaum begonnen. (...) Aber sie wird von neuem blühen und den Menschen als Heimat sichtbar werden, die ihnen Leben gibt und Hoffnung über den Tod hinaus.“²⁷

Ich habe versucht, einen gemeindebezogenen Denkversuch vorzutragen. Er ist keine Gegenposition zu einer durchaus

notwendigen strukturellen und organisatorischen Reform der Kirche; wohl aber könnte er ein komplementärer Vorschlag sein, weil nämlich pastorale Strukturreform und Gemeindeentwicklung miteinander in eins gehen müssen. Mit Stefan Knobloch teile ich die Überzeugung, dass dort, „wo Gefahr ist, auch das Rettende wächst. Das Rettende wächst in den Ortsgemeinden.“²⁸ Aber es sieht sich noch zu wenig gewürdigt, es sieht sich von den pastoralen Strukturreformen zu wenig anerkannt, zu wenig gefördert, ja von ihnen zuweilen bedroht. Setzen wir also darauf, dass der Geist Gottes uns durch die Krise geleitet und uns zeigt, wie wir heute Kirche zu gestalten haben.

Bearbeitung eines Vortrags in der
Vollversammlung des Diözesanrates Passau
zum Thema „Zukunft der Pfarrverbände –
Zukunft der Pastoral“
am 27. Februar 2010 in Kellberg



Professor Dr. Martin Lechner
Philosophisch-Theologische
Hochschule Benediktbeuern
Professor für Jugendpastoral und
Religionspädagogik i.V.
lechner@pth-bb.de

Kirche- und Gemeindesein

Ekklesiologische Vergewisserungen und pastoraltheologische Perspektiven

Grundsätzlich spricht es für die spirituelle und pastoral-theologische Wachsamkeit einer *ecclesia semper reformanda*, wenn sie aus lebendiger Treue zu ihrem Stiftungsauftrag zu einem durch neue Herausforderungen notwendigen Strukturwandel bereit und fähig ist. Dies zeichnet die Kirche von ihren Anfängen an aus, wie das Neue Testament und die Geschichte der Kirche bis heute eindrücklich belegen. Strukturwandel (in) der Kirche ist somit eine bleibende Aufgabe und Chance zugleich¹. Am Anfang stand die Diskussion, wie angesichts der Ressourcenverknappung die künftige Pastoral-Struktur aussehen kann. Seit einiger Zeit hat in den deutschen Diözesen verstärkt die Diskussion über die Ziele und Inhalte einer zukunftsfähigen Pastoral eingesetzt, die Frage nach den Perspektiven der pastoralen Neuordnung².

Die Pastoraltheologie fragt grundsätzlich nach dem Handeln der Kirche in der Welt von heute und nach ihrer Zukunftsfähigkeit für morgen, und zwar auf der Basis, dass die katholische Kirche sakramental strukturiert und rechtlich verfasst ist. Ziel ist, auf diese Weise zu einer theologisch verantworteten Pastoral anzuregen. Was heißt das im Blick auf die aktuellen Veränderungsprozesse inmitten der Kirche und im Hinblick auf die Kirche in der Welt von heute?

Um einer zukunftsfähigen Pastoral willen ist es vor allen weiteren Überlegungen wichtig, sich bewusst zu machen, welche Bilder von Kirche und Gemeinde – sowohl bei den meisten Gläubigen wie auch bei vielen Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen – in der Kirche nach wie vor wirksam sind und das Denken und die Erwartungen bestimmen? Weiterhin gilt es, an die theologischen Eckdaten zu erinnern: „Was meint überhaupt Kirche / Pfarrei / Gemeinde?“ Beidem ist Rechnung zu tragen, der Vergewisserung ekklesiologischer Grunddaten wie der Wirksamkeit bisheriger gemeindepastoraler Leitbilder, um alle vom Evangelium Inspirierten und an den Menschen der Gegenwart Interessierten für eine Weiterentwicklung der bisherigen Kirchen- und Gemeindebilder zu gewinnen.

Was meint überhaupt Kirche/ Pfarrei/ Gemeinde?

Die Ebenen kirchlicher Versammlung

Die Ortskirche ist „Kirche am Ort“ und nicht nur Filiale der Weltkirche. Deswegen ist die Pfarrei für die am jeweiligen Ort lebenden Menschen die Kirche. Unverzichtbar ist dabei das Bewusstsein der Einheit mit den anderen Ortskirchen des Bistums und durch den Bischof darüber hinaus mit der einen Weltkirche. Das heißt: Christinnen und Christen versammelten sich bisher schon an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Sozialformen – innerhalb einer Pfarrei, innerhalb eines Bistums, innerhalb der Kirche eines Landes, innerhalb der Weltkirche. Die Kirche ist nicht erst universal geworden, indem sie sich im Laufe der Zeit von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ausgebreitet hat. Universalität ist nicht etwas, das die Kirche erst jetzt im Zuge der Globalisierung entdeckt hätte, vielmehr war und ist die Kirche von Anfang an weltumspannend, immer schon „global player“ und „global prayer“. Die Veränderungsprozesse in den Ortskirchen kommen deshalb nicht umhin, sich an beiden Polen zu orientieren, der sakramentalen ebenso wie der rechtlichen Verfasstheit von Kirche.

Pfarrei – kirchenrechtlich

Das Kirchenrecht von 1983 sagt in Kanon 515 § 1 CIC: „Die Pfarrei ist eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubi-

gen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Hirtensorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut ist.“ Demnach sind Kennzeichen einer Pfarrei:

- eine Gemeinschaft von Katholiken;
- Errichtung auf unbestimmte Zeit (Dauerhaftigkeit);
- lokalisiert in einem Bistum (= Teilkirche) als eine pastorale Einheit errichtet;
- ein eigener pastor proprius, das heißt Pfarrer, dem die umfassende Hirtensorge durch den Diözesanbischof anvertraut ist.

Diese vier Kennzeichen sind kirchenrechtlich konstitutiv für die Pfarrei, während die Umschreibung der territorialen Grenzen nicht bestimmend ist. Von daher eröffnet das Kirchenrecht ausdrücklich die Möglichkeit der Errichtung von Personalpfarreien. Ihre kirchenrechtliche Bestimmung weist die Pfarrei als pastoral, das heißt, von der „cura pastoralis“, also der Hirtensorge des Bischofs her qualifizierte Substruktur einer Diözese aus, deren Errichtung, Aufhebung oder Veränderung allein dem Diözesanbischof zusteht (vgl. can. 515 §2 CIC).

Gemeinde – pastoraltheologisch

Die Gemeinde ist ein genuiner Ort kirchlicher Versammlung. Die Gemeinde ist Kirche im Vollsinn, aber

Kirche beschränkt sich nicht auf Gemeinde. Was mit „Gemeinde“ und mit „Pfarrgemeinde“ tatsächlich gemeint ist, ist allerdings nicht eindeutig, weil der „Gemeindebegriff“ pastoraltheologisch und kirchenrechtlich unterschiedlich verwandt wird.

Der Begriff Gemeinde war über Jahrhunderte der eher im Protestantismus verwandte Begriff für die Gemeinschaft von Gläubigen auf der Ortsebene. Hintergrund: Martin Luther übersetzte den Begriff *ecclesia* mit „Gemeinde“ – das, was allen gemeinsam ist. Ausgehend von den ekklesiologischen Impulsen des Zweiten Vatikanums (vor allem *Lumen Gentium* 26), die die ekklesiologische Dignität der Ortskirche – sowohl der Teilkirche (*ecclesia particularis*) im Sinn von Diözese (= Bistum) als auch der Pfarrei vor Ort auf der unteren Ebene der verfassten Kirche – betonten, kam es in der Pastoraltheologie zu einem verstärkten Aufgreifen des Begriffs Gemeinde. Programmatisch kulminierte dies im Slogan der Konferenz der deutschsprachigen PastoraltheologInnen aus den 1970er Jahren: „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden wer-

den.“ Damit sollte deutlich werden, dass alle getauften und gefirmten Gläubigen Verantwortung für die Heilssendung der Kirche haben. Der Terminus „Gemeinde“ enthält somit eine emanzipatorisch-demokratische Konnotation und sieht von der rechtlich-institutionellen Seite, die im klassischen Begriff der Pfarrei zum Ausdruck kommt, eher ab.

Die pastoraltheologische Verwendung des Gemeindebegriffes ist nicht definiert und daher vieldeutig. Zumeist wird er zur Verdeutlichung mit ergänzenden Termini kombiniert wie „Hausgemeinde“, „Basisgemeinde“ oder „Personalgemeinde“. Die genaue Zuordnung zu einem exakt beschriebenen Territorium ist auch für den Begriff Gemeinde nicht konstitutiv. Wichtiger ist die persönliche, bewusste Entscheidung zu einer konkreten Gemeinschaft von Gläubigen, die miteinander den Glauben in den Grunddimensionen kirchlichen Handelns – Verkündigung, Gottesdienst und Diakonie – teilen und leben. Von daher ist der Begriff „Gemeinde“ offen für vielfältige Formen gemeinschaftlichen Glaubens.

Pfarrgemeinde – weder ein allein kirchenrechtlicher noch ein allein pastoraltheologischer Begriff

Der Begriff Pfarrgemeinde will die beiden Dimensionen „Recht“ und „geistgewirkte Gemeinschaft von Gläubigen“ in einem Begriff zusammenfassen. Dieser Begriff ist daher weder ein allein kirchenrechtlicher noch ein allein pastoraltheologischer Begriff. Mit dem Wortbestandteil „Pfarr“, der dem Wort Pfarrei entnommen ist, wird auf die rechtliche Verfasstheit rekurriert, während der zweite Teil den Terminus „Gemeinde“ aufgreift und somit den enger gefassten Begriff der Pfarrei überschreitet. Die Pfarrgemeinde ist eine pastorale Einheit innerhalb des Bistums; in ihr wird die Kirche als Gottesvolk in einem überschaubaren Lebensraum sichtbar und erfahrbar. Pastoraltheologisch ist die „Pfarrgemeinde“ die territorial organisierte, niederschwellige und leicht identifizierbare Basisstruktur unterschiedlicher pastoraler Orte.

Auch wenn im Alltag die Begriffe „Gemeinde“, „Pfarr-“ oder auch „Kirchengemeinde“ häufig synonym benutzt werden, handelt es sich bei



Auch die Beteiligung an Fronleichnamsprozessionen – hier ein undatiertes Archivbild – hat nachgelassen.

der „Gemeinde“ pastoraltheologisch um eine kirchliche Sozialform, in der in annähernder Weise die gesamte Identität der Kirche zum Vorschein kommt, was das Verhältnis von Sakrament und Glaube, von Eucharistie und Gemeinschaft, von Verkündigung und Diakonie betrifft. Der Gemeindebegriff ist deshalb für alle jene Gemeinschaftsformen der Kirche zu reservieren, in denen in ausdrücklicher Weise Gemeinschaft und Botschaft miteinander verbunden sind. Es wäre deshalb ein Missverständnis, den Gemeindebegriff nur für bestehende „Pfarrgemeinden“ zu reservieren. Vielmehr bewegt sich der Gemeindebegriff quer zu allen Formen der Pastoral und kann in allen präsent sein, sei es zeitlich begrenzt, sei es kontinuierlich. Gemeinde realisiert sich in vielen Sozialformen. So können Pfarreien Gemeinden sein, klösterliche Gemeinschaften ebenso, auch ein Krankenhaus ist Gemeinde, insofern sich darin die Sakramente der Krankensalbung und der Eucharistie in der Krankenhauskapelle in Zusammenhang mit der pastoralen Tätigkeit ereignen.

Die plurale Wirklichkeit Gemeinde: „Von der Ortsgemeinde zu den vielen kirchlichen Orten“

Die ekklesiologische Aufwertung der Gemeinde durch das II. Vatikanische Konzil als Kirche „am Ort“ (LG 26) ist mit der Aufmerksamkeit für einen großen Plural möglicher Vergegenwärtigungen von Kirche zu verbinden. Denn die Ortsgemeinde ist zwar Kirche im Vollsinn, aber Kirche beschränkt sich nicht auf die Pfarrgemeinde im traditionellen Sinn. Heute realisiert sich Glaube an vielen Orten und in vielen Sozialformen. „Gemeinde“ gibt es derweil als plurale Wirklichkeit, deren Entwicklung sich als Weg „von der Ortskirche zu den vielen kirchlichen Orten“ kennzeichnen lässt. Es gibt schon heute sehr unterschiedliche Ansätze von Gemeindebildung, die jeweils auf gesellschaftliche Herausforderungen reagieren:

- die „klassische“ Pfarrei oder Pfarrgemeinde – lange Zeit der vorrangige Ort kirchlicher Versammlung
- die Seelsorgeeinheit = die regionale Entgrenzung der einzelnen Pfarrei = der größer gewordene „pastorale

Gestaltungsraum“ (Pfarreiengemeinschaft – Pfarreien bleiben selbstständig und kooperieren miteinander)

- darin weiterhin: die Kategorialseelsorge (etwa in Krankenhaus, Gefängnis, Hochschule)
- „religiöse Kristallisationspunkte“ (Klöster, Wallfahrtsorte)
- „Gemeinde auf Zeit“: Ereignisse wie Kirchentage oder Weltjugendtreffen
- Gemeindebildungen im Bereich der Bewegungen und Verbände: als christliche Eigeninitiativen, als engagierte Einzelprojekte, im Umfeld von kirchlichen Häusern, von Ordensgemeinschaften, im Bereich der Caritas und der Nicht-Regierungs-Organisationen (NGO).

Die Pluralität der modernen Gesellschaft zeigt sich auch in der Ungleichzeitigkeit und Parallelität unterschiedlicher Gemeindekulturen. Kirchliches Leben auf dem Land unterscheidet sich drastisch von dem in der Stadt. Der Umbau, so scheint es, wird für die Kirche in der modernen Gesellschaft zur Daueraufgabe. Unter heutigen Bedingungen muss sich die Gemein-



Lebendige Gemeinde findet an unterschiedlichen Orten statt.

de permanent neu erfinden. Sie muss immer wieder definieren: Was bedeutet das Evangelium hier und was das Hier und Heute für das Evangelium? Und vor allem: Welche institutionelle Form braucht es jetzt für die Menschen, die an diesem Ort leben, um diese Aufgabe zu erfüllen? Ein durchaus mühsames Unterfangen. Aber der Umbau von Gemeinden ist gegenüber dem Abriss dann doch die bessere Perspektive.

Ein legitimes, leider zumeist nicht offengelegtes Ziel aller Umstrukturierungsmaßnahmen ist notwendigerweise die der rechtlichen Verfasstheit der Kirche geschuldete flächendeckende Konsolidierung der Pfarrei als der kirchenrechtlich definierten Grundgestalt von Kirche. Der pastoraltheologische Leitgedanke dabei ist: Die Pfarrei ist eine „Gemeinschaft von Gemeinden“³. Dahinter steht eine kirchenrechtlich unproblematische und pastoraltheologisch aktuelle Sicht von „Gemeinde“, die etwas anderes ist als die bisherige Pfarrgemeinde: unterschiedliche Formen der Gemeinschaft von Christen an einem Ort – eingebunden in die Struktur der Groß-Pfarrei, vorerst vielfach noch „pastoraler Raum“, „Seelsorgeeinheit“ oder anders genannt.

Für die zukünftige Entwicklung wäre vor allem anderen zu empfehlen, zwischen den Begriffen „Pfarrei“ und „Gemeinde“ deutlich zu unterscheiden und den Kombinationsbegriff „Pfarrgemeinde“ eher zu vermeiden, weil er der realen Erscheinungsform der Kirche vor Ort kaum noch entsprechen kann.

Im Überblick

- Gemeinde = ein pastoraltheologischer Begriff, eine pastorale Größe
- Pfarrei = ein kirchenrechtlicher Terminus
- Pfarrgemeinde = ein weder allein kirchenrechtlicher noch ein allein pastoraltheologischer Begriff
- Kirchengemeinde = ein Begriff aus dem Staatskirchenrecht. Eine Kirchengemeinde ist keine Pfarrei, wohl aber kann eine Pfarrei aus mehreren Kirchengemeinden bestehen.

- Pastoraler (Gestaltungs-)Raum = der eine Ort (Pfarrei) und die vielen Orte (Gemeinden) der Seelsorge

Bilder von Kirche und Gemeinde

„Wer seine Vergangenheit nicht kennt, den kann es die Zukunft kosten“, sagt der Schriftsteller Reiner Kunze. Gegenwärtig sind in der Gemeindepastoral drei Konzepte von Kirche- und Gemeinde-Sein gleichzeitig wirksam: die „Volkskirche“, die „Gemeindekirche“ und die „Gemeinschaft von Gemeinden“ in einem größer gewordenen Pastoralraum.

Volkskirche

Bestimmend für die Volkskirche war das religiöse und sakramentale Leben in und mit der Kirche selbst. Auch wenn die Zeit der reinen Volkskirche weitestgehend vorbei ist, volksskirchliche Elemente sind nach wie vor präsent, etwa in der Erwartungshaltung: „eine (Territorial-)Pfarrei, zu der ich gehöre und die um mich weiß – ein Pfarrer – eine Kirche“. In ihr gehörte man einfach dazu, fand religiöse und kirchliche Beheimatung, ohne sich groß mit dem eigenen Glauben auseinander setzen und vor anderen erklären zu müssen. Dem entsprach als Seelsorgeform eine Erfassungs- und Versorgungspastoral in vorwiegend binnenkirchlicher Ausrichtung, erst recht im Milieukatholizismus einer Diasporakirche. Diasporafähigkeit meint aber heute nicht mehr, das eigene Katholischsein in einem evangelischen Umfeld behaupten zu müssen, sondern in einer pluralistischen – und zudem religionspluralen – Welt Auskunft geben zu können von dem, woran ich glaube und was mich trägt.

Gemeindekirche

Das leitende Motiv der Gemeindekirche ist die „lebendige Gemeinde“, gemäß ihrem Slogan: „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde.“ Die Kehrseite dieses Modells ist eine Angebots- und Versorgungspastoral weniger hauptberuflicher und ehrenamtlicher Mitarbeiter, das heißt: Für immer weniger Menschen werden immer mehr Angebote bereitgestellt, und die Gewinnung neuer Mit-

arbeiter erfordert immer mehr Energie. „Gemeinde ist – der inneren Logik ihres Leitmotivs folgend – immer mehr mit sich selber befasst und daher immer weniger für andere da. Der Blick geht nach innen, weniger nach außen. Probleme der Gemeindeerhaltung und der kirchlichen Institution werden wichtiger genommen als die Herausforderungen der Evangelisierung in unserer Zeit. Sammlung ja – Sendung eher wenig.“⁴

Gemeinschaft von Gemeinden

Jede Gemeinde hat ihr Selbstverständnis, ihre gewachsene Identität nach innen und außen. Durch die Errichtung von Pfarreiengemeinschaften oder Seelsorgeeinheiten sollten sich die bisherigen Einzelgemeinden im ersten Schub der pastoralen Umstrukturierungen vermehrt aufeinander beziehen und als „Gemeinschaft von Gemeinden“ in einem größer gewordenen Pastoralraum eine neue Identität entwickeln. Manche fragen irritiert: „Ist nun eine Art gemeindechristlicher ‚Doppelidentität‘ erwünscht, nach der man sowohl zu einer Pfarrgemeinde als auch zu einer Gemeinschaft von Gemeinden gehört?“⁵ Hier zeigt sich hintergründig das alte Gemeindebild, das konzentrisch ist: In der Mitte steht der Pfarrer und der Kirchenvorstand, und alle Beziehungen strukturieren sich von dort her.

Die Großpfarrei als

Netzwerk von Gemeinden

Wenn stattdessen zwischen den Begriffen Pfarrei und Gemeinde deutlich unterschieden wird und von einer Vielzahl von Gemeindebildungen und Gemeindeorten ausgegangen wird, lösen sich die vermeintlichen Widersprüche auf. Im Begriff der „Gemeinschaft von Gemeinden“ meint „Gemeinde“ etwas anderes als die bisherige Pfarrgemeinde: Es handelt sich dann um unterschiedliche Formen der Gemeinschaft von Christen an einem Ort – eingebunden in die Struktur einer Groß-Pfarrei, denn kirchenrechtlich relevant ist allein die Pfarrei⁶. Der vergrößerte pastorale Raum wird zu dem einen Ort (Pfarrei) und den vielen Orten (Gemeinden) der Seelsorge.



Kirche muss dort präsent sein, wo sich Menschen treffen: Geht hinaus in alle Milieu-Welten.

Dem Leitgedanken folgend, dass die Pfarrei eine „Gemeinschaft von Gemeinden“ ist, wird die Kirche nicht konzentrisch, sondern als ein vielfältiges Netzwerk verstanden. In einem Netzwerk sehr unterschiedlicher pastoraler Orte bilden die Orte der Diakonie, die Kirchen als Bauwerke, die Schule, die Kategorialpastoral keine hierarchische monolithische, sondern eine plurale vernetzte Struktur. Wer an einen dieser Knotenpunkte hinkommt, erhält sehr schnell einen Hinweis darauf, wo er das, was er sucht, in diesem Netzwerk bekommt. Denkt man die Kirche vor Ort als ein Netzwerk von Beziehungen, dann ist beispielsweise auch der Kindergarten ein pastoraler Knotenpunkt, um den herum sich Beziehungen strukturieren. Um den Kindergarten versammeln sich etwa junge Familien, die nicht unbedingt in den Sonntagmorgen-Gottesdienst kommen, die aber bereit sind, sich um ihrer Kinder willen zu engagieren. Sie gestalten beispielsweise eine Andacht im Kindergarten und kommen dabei mit dem Evangelium in Berührung. Die Erfahrung zeigt, wenn die Beziehungen, die man erlebt, positiv sind, dann sind sie das

einzigste Evangelisationsinstrument, das in unserer Gesellschaft wirklich funktioniert. In einem solchen Netzwerk lassen sich auch Kirchendistanzierte ansprechen. Dort entfaltet die Kirche eine neue Bindungskraft.

Pastoraltheologische Perspektiven: Kirche in den Lebenswelten der Menschen

Für eine Weiterentwicklung der Gemeindepastoral zu einer „Kirche in den Lebenswelten der Menschen“ braucht es ein Zweifaches:

1. Den verstehenden Umgang mit und den allmählichen Abschied von einer weithin noch wirksamen Mentalität einer Volkskirche, deren Spuren sich sowohl in der „Gemeindekirche“, als auch in den bisherigen, zumeist noch eher kleinteiligen Formen der Gemeindegemeinschaften, Pfarrverbänden bis hin zu Pfarrefusionen zeigen. Die neue Größendimension der unvermeidlichen territorialen Umstrukturierung der Pfarreien erfordert einen Mentalitätswechsel, der von vielen zwar kognitiv

durchaus bejaht, emotional aber erst noch einzuholen ist. Dies gehört zur Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

2. Theologisch geht es vor allem darum, sich gemeinsam der Frage zu stellen, wie Kirche ihre Communitio- und ihre Missio-Dimension wiederentdecken kann: als Kirche, die sich von Gott zu seinem Volk sammeln und sich als solche mit dem Auftrag: „Geht hinaus in alle Milieu-Welten!“ neu in die Lebenswelten der Menschen senden lässt.

Die Versammlung der Kirche ist Ort christlichen Glaubens und darin ...

Zeichen für ein neues

Miteinander und Füreinander

Christinnen und Christen sind keine Blutsverwandten, sondern aufgrund ihres Glaubens an den Gott und Vater Jesu Christi Glaubensverwandte. Die Kirche ist somit eine Gemeinschaft von gottverwandten Schwestern und Brüdern, für die die eucharistische Versammlung „Quelle und Höhepunkt“ des christlichen Lebens ist. Aus ihr speist sich das Miteinander und Füreinander. Das Füreinander heißt im Griechischen: Diakonie. Sie ist helfend und politisch in einem. Helfende Diakonie betreut die Opfer des Unrechts, politische Diakonie verhindert, dass Menschen zu Opfern des Unrechts werden. So lebt die Kirche in einem elementaren Wechselspiel. Auf der einen Seite ereignet sich ein Eintauchen tief in Gott, auf der anderen ein Auftauchen neben den Menschen, vorab den Armen. Eine einfache Formel für das Leben der Kirche lautet daher: „Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Menschen auf. Dabei kann der Weg auch in der anderen Richtung verlaufen: Wer den Menschen begegnet, findet in diesen auch Gott“ (Passauer Pastoralplan 2000). Ein solcher Weg entspricht dem Doppelgebot Jesu von der einen unteilbaren Liebe zu Gott und den Nächsten (vgl. Mk 12,28-34).

Zeichen für eine neue Spiritualität

Wo Menschen sich auf diesen Weg der Gottes- und Nächstenliebe begeben, blüht eine neue Spiritualität auf: eine Spiritualität der offenen Augen (weil

Glaubende hinschauen, wo andere wegschauen); eine Spiritualität des wachen Verstandes (weil nicht nur Armut beseitigt wird, sondern auch die Ursachen der Armut), eine Spiritualität der betroffenen Herzen (weil nicht nur entferntes Mitleid aufkommt, sondern hautnahes Mitleiden) und schließlich eine Spiritualität der starken Hände (die Stellung bezieht und unter das Kreuz der Armen tritt, um es mit zu tragen).

Konstitutive, theologisch unabdingbare Voraussetzung für eine Pfarrei und die in ihr lebendigen Gemeinden ist, dass sie sich zur Eucharistie versammeln und die Grundvollzüge des Glaubens miteinander realisieren:

- den Glauben an den Gott und Vater Jesu Christi bezeugen (Martyria);
- sich von ihm zum Herrenmahl versammeln lassen und das Gotteslob anstimmen (Leiturgia);
- aus der Kraft des in der Eucharistie bezeugten und gefeierten Glaubens an den Gott und Vater Jesu Christi die Liebe zu Gott und zu den Nächsten leben (Diakonia)
- und all dies in einer Weise, dass es die Menschen auferbauend zusammenführt (Communio/Koinonia), um sie als Berufene des Reiches Gottes in den Alltag zu senden (Missio).

Auftrag einer missionarischen Kirche und Pastoral⁷ ist es, den Menschen ihrer jeweiligen Zeit zu bezeugen, dass sie „Gott und den Menschen nahe“⁸ ist. So formuliert *Gaudium et spes* „die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute“, eines der vier konstitutiven und damit grundlegenden Dokumente⁹ des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger [und Jüngerinnen] Christi“ (GS 1). Um dem auf die Spur zu kommen, was „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ ausmacht, „obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten“ (GS 4). Diesem Auftrag gerecht zu werden,

setzt seitens der Kirche eine hohe Inkulturationsbereitschaft und -fähigkeit voraus, und damit wirkliche Lebensnähe zu Menschen in ihren unterschiedlichen Kontexten, ohne die nicht glaubhaft zu vermitteln ist, dass es „nichts wahrhaft Menschliches [gibt], das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (GS 1). Die Kirche begreift damit ihre Sendung als eine Sendung für die Welt, ihren Dienst als einen Dienst am Menschen. Papst Johannes Paul II. griff diese Grundoption in seiner ersten Enzyklika *Redemptor hominis* auf und verwies ausdrücklich auf den Menschen, zu dem alle Wege der Kirche führen müssen: „Dieser Mensch ist der erste Weg, den die Kirche bei der Erfüllung ihres Auftrages beschreiten muss: er ist der erste und grundlegende Weg der Kirche, ein Weg, der von Christus selbst vorgezeichnet ist ...“ (*Redemptor hominis* 14). Die Kirche hat dem Kyrios im Kairos, dem Herrn im Heute, zu dienen. Dies wird ihr nur gelingen, wenn sie die Herausforderungen des Strukturwandels als spirituelle und pastorale Entwicklungsaufgabe verstehen lernt.



Professor Dr. Manfred Belok
Theologische Hochschule Chur
Professor für Pastoraltheologie
und Homiletik
Stellvertretender Vorsitzender der Konferenz
der deutschsprachigen Pastoraltheologen
und berufenes Mitglied der
Pastoralplanungskommission der
Schweizer Bischofskonferenz
manfred.belok@thchur.ch

¹ Vgl. Karl Rahner, *Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance*, Freiburg/Brsg. 1972.

² Vgl. „Mehr als Strukturen...“. *Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen*, Dokumentation des Studientages der Frühjahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.

³ Der Ausdruck geht auf die Pfarreierneuerung von Juan Cappellaro, José Mira und Julio Jiménez, Pfarrgemeinde der Zukunft. Projekt 1990 (Thaur/Tirol 1979) zurück.

⁴ A. Lohmann, *Kirche in den Lebenswelten der Menschen. Orientierungshilfen für die pastorale Entwicklung von Pfarrgemeinden*, in: *Pastoralblatt* 61 (2009), S. 355-362, 358. 5 Ebd.

⁶ Vgl. Manfred Belok, *Von der Strukturdebatte zur Zieldiskussion*, hier: 181f.

⁷ Vgl. „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2000 sowie „Auf der Spur ...“. *Berichte und Beispiele missionarischer Seelsorge, Arbeitshilfen* 159, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2001.

⁸ Der Bischof von Passau (Hg.), *Passauer Pastoralplan* 2000.

⁹ Vgl. Manfred Belok, *Die Pastoralkonstitution Gaudium et spes. Anliegen und bleibende Verpflichtung*, in: Ders./Ulrich Kropa (Hg.), *Volk Gottes im Aufbruch. 40 Jahre II. Vatikanisches Konzil*, Zürich 2005, 137-178.

Von der Pfarrfamilie zum Stamm?

Wohin das Nachdenken über künftige kirchliche Sozialformen führen kann



Der Besuch eines Bischofs – auf unserem Bild Heinrich Tenhumberg – brachte früher die ganze Pfarrfamilie, ja ein ganzes Dorf auf die Beine.

- „Damals“, so sagt ein Gemeindemitglied während einer Pfarrversammlung zur anstehenden Gemeindefusion, „als in den fünfziger Jahren unsere Kirche gerade neu gebaut war, ging abends unser Pastor durch die Straßen und unterhielt sich mit den Leuten über die Gartenzäune hinweg. Das ist für mich das Bild einer Pfarrfamilie, so müsste Seelsorge auch heute noch aussehen, wenn die Kirche Menschen wirklich erreichen wollte.“
- Anruf auf dem Handy. „Entschuldigung, ich habe Ihre private Nummer über Freunde rausgekriegt. Sie sind doch der Pfarrer der schönen Kirche in der Innenstadt. Wir haben vor zwei Jahren dort geheiratet, was sehr beeindruckend für uns war. Ihr Vorgänger müsste das gewesen sein. Wir würden gerne unser Kind bei Ihnen taufen lassen. Geht das, auch wenn wir nicht mehr in Ihrer Gemeinde wohnen? Mit dem Termin müssten wir schauen, dass der noch vor meiner Dienstreise nach England irgendwie passt. Außerdem sollten auf jeden Fall die

Paten können und möglichst viele aus der Familie und von unseren anderen Freunden dabei sein.“

In solchem Nebeneinander völlig verschiedener Kirchenbilder, die unser pastorales Wirken zeitgleich prägen, kann sich die Versuchung verbergen, „allen alles zu werden“ (vgl. 1 Kor 9, 22b). Bei aller Sympathie für dieses paulinische Diktum, müssen jedoch viele ehrlicherweise eingestehen: Eigentlich übersteigt das alles Menschenmögliche. Denn häufig liegt die Überforderung, die nicht wenige in der Seelsorge beklagen, besonders in der Vielzahl völlig unterschiedlicher Erwartungen begründet. „Nur so kann es gehen!“, sagen die einen, „Mir reicht ein Angebot, aus dem ich auswählen kann!“, die anderen. Und irgendwie gehören alle zum einen Gottesvolk.

Anhand der beiden Beispiele werden unterschiedliche Nahstrukturen sichtbar, die sich zueinander völlig heterogen verhalten. Ist dies im ersten Fall die

lokale aktive wie passive Erreichbarkeit, wechselt das zweite Beispiel in eine Art Netzwerkraum, der insbesondere auch virtuell begangen werden kann – vor allem durch junge Leute. Es drängt sich die Frage auf: Welche Art von praktischer (Nah-)Struktur brauchen wir, um pastoral zukunftsfähig zu werden? Diese Frage steht hinter vielen Ansätzen und Diskussionen der kirchlichen Gegenwart – im pastoral-theologischen Diskurs ebenso wie in nahezu allen Diözesen des deutschen Sprachraums. Dabei ist jeder Kind seiner Zeit, hat jeder eigene Prägungen, Kommunikationsgewohnheiten, Kirchenbilder und Kirchenträume, die sich nur schwer und unter großen Verlust- und Trauerprozessen verändern lassen. Dies ist sehr ernst zu nehmen. Die sprichwörtliche „heiße Nadel“ ist für die Lösung dieser Fragen jedenfalls nicht das passende Instrumentarium.

Bevor die Frage nach einer gegenwärtig angemessenen pastoralen nahstrukturellen Perspektive in den Focus rückt, ist ein inneres Verstehen der beiden oben skizzierten Ansätze dringlich. Dabei ist es unerlässlich zu fragen, woher sich beide Bilder speisen, welcher ekklesiologische beziehungsweise soziokulturelle Überbau jeweils hinter dem Bild steht. Ein solches Verstehen macht den Umgang miteinander leichter, weil es hilft, andere Mitchristen in ihren inneren Motivstrukturen kennen zu lernen, ohne diese Ansätze von vorneherein als illegitim oder völlig unpassend abzuqualifizieren. Ein inneres Verstehen des mir grundsätzlich und völlig Fremden kann in Übergangszeiten zur Christenpflicht werden.

Damit steht die Forderung des Grazer Pastoraltheologen Rainer Bucher im Zentrum solcher Verstehensprozesse: „Diese urchristliche Haltung der Überwindung jedes pastoralen Konkurrenzdenkens, der Anerkennung der anderen

1 R. Bucher, Pastoral Professionalität in der Transformationskrise der Kirche, in: Ders., *Priester des Volkes Gottes. Gefährdungen, Grundlagen, Perspektiven*, Würzburg 2010, 107-120, 112f.

2 Eine Ausnahme bildet die aktuelle Ausgabe des LThK. Hier wird aus der Retrospektive die mit diesem Bild verbundene Mentalität beschrieben.

3 Vgl. M. Widl, *Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge*, Graz 1997, 45-56.

4 Vgl. R. Bucher, *Die Neuerfindung der Gemeinde und des Pfarrgemeinderates*, 1. Vgl.: http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/RPF/professuren/gemeindegemeindearbeit/reader/reader-GII/HF_sections/content/Neuerfindung%20der%20Gemeinde.pdf (Zugriff 29.09.2010).

5 Allen voran steht der ehemalige Wiener Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann mit seinem „Prinzip Gemeinde“ aus dem Jahre 1965. Dieser hatte den Gemeindebegriff noch im Jahre 1949 als „protestantisch“ identifiziert. Erst während eines Urlaubs mit dem katholischen Wiener Hochschulpfarrer Karl Strobl durchdachte er die Gemeindeidee systematisch. Das Ergebnis war sein „Prinzip Gemeinde“, welches schließlich die Gemeinde mit dem ekklesia-Begriff gleichsetzt (vgl. ebd., 15). Aus heutiger Perspektive erstaunt, wie die aus dem kirchlichen Leben schier nicht mehr wegzudenkende Vokabel „Gemeinde“ erst seit 45 Jahren in der katholischen Pastoraltheologie beheimatet ist.

6 Für eine solche Anfrage an die Gemeindeforschung können insbesondere zwei Aufsätze stehen, die als Vorträge auf dem Kongress der deutschsprachigen Pastoraltheologen 2007 in Schwerte gehalten wurden: R. Bucher, *Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindeforschung. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche*, in: G. Ritzer [Hg.], *Mit Euch bin ich Mensch ...* [FS F. Schleiner. O.Cist], Innsbruck-Wien 2008, 19-46. Oder: M. N. Ebertz, *Anmerkungen zum Scheitern der Gemeindebewegung. Plädoyer für eine Entflechtung von Pastoraltheologie und Gemeindeforschung*, in: PThl 28 (2008), 91-109. Zuvor (2004) hatte beispielsweise Petro Müller in seiner Habilitationsschrift aus systematischer Sicht versucht, die Gemeinde als die eigentliche Subsistenzform konziliarer Ekklesiologie herzuleiten. Vgl. P. Müller, *Gemeinde: Ernstfall von Kirche. Annäherung an eine historisch und systematisch verkannte Wirklichkeit*, Innsbruck 2004.

und der Neugierde auf ihre spezifischen Kompetenzen ist gefordert wie selten in der Geschichte der Kirche.“¹

Die Pfarrfamilie: ein Begriff, der Mentalität prägt(e)

Mit Blick in die ältere und neuere pastoraltheologische Literatur lässt sich feststellen, dass der Begriff der „Pfarrfamilie“ nicht als eigene Kategorie geführt wird². In der neueren Pastoraltheologie unterscheidet man vielmehr die Kategorien „Pfarrer-Pfarre“, „Aktivistenpfarre“, „verbindliche Gemeinde“ und das „schöpferische Netzwerk“³. Daher ergibt sich eine Definitionsnot: Welche Kategorie kommt der Pfarrfamilie am nächsten? Einerseits hat die Pfarrfamilie etwas von der volkskirchlichen „Pfarrer-Pfarre“, denn in ihr ist die Hierarchie der Zuständigkeiten eindeutig: Der Pfarrer agiert als pater familias, nichts geschieht ohne seine Zustimmung. Zugleich bezieht sich die Pfarrfamilie häufig auf eine Art zivilreligiöser Zugehörigkeit zu einem Sozialverbund „Dorf“ oder „Milieu“, verstanden als „herkunftsbezogene religiöse Schicksalsgemeinschaft“⁴. Letztlich ermöglicht vor allem dieser Aspekt die geforderte lokale Nahstruktur: „Bei uns ist man katholisch, und jeder weiß von jedem“ – ein Schicksal, das ebenso unfreiwillig gewählt ist wie die Zugehörigkeit zu Kultur und Nation.

Schließlich ist die Pfarrfamilie von den Idealen und Wirklichkeiten der nachkonziliaren Gemeindeforschung geprägt. Unter diesem Stichwort versuchten namhafte Pastoraltheologen der direkten Nachkonzilsphase die erneuerte Ekklesiologie des II. Vatikanums in für ihre Zeit kompatible praktische Formen zu gießen⁵. Heute bestimmt ein unerbittlicher Streit die Diskussion der praktischen Theologen: Wie verhalten sich die unter anderem vor einem emanzipatorischen Hintergrund gewonnenen Einsichten und Forderungen der Gemeindeforschung zu gegenwärtigen ekklesiologischen und soziokulturellen Gegebenheiten?⁶

Unbeschadet dieser wichtigen Fragen lässt sich festhalten, dass die Gemeindeforschung eine praktizierte gemeindliche Verbindlichkeit unter dauerhafter Beteiligung entwirft. Dieser familiäre Zug stößt jedoch immer stärker an vielfältige Grenzen. Die Pfarrfamilie kann somit als ein eher mental vorhandenes Kirchen- und Gemeindebewusstsein beschrieben werden, das hierarchische Bilder und Erwartungen („Wir bekommen doch einen neuen Pastor?!“) mit milieubedingten, zivilreligiösen Zugehörigkeiten wie volkskirchlichen Frömmigkeitsformen verbindet und dabei zugleich mehr oder minder stark gemeindeforschungstheologisch aufgeladen sein kann („Wer mitmacht, erlebt Gemeinde!“)

Das ist gewiss eine stereotype Definition, die womöglich der präzisen pastoraltheologischen Prüfung und den verschiedenen Situationen „vor Ort“ nicht ganz standhalten dürfte. Zugleich ist angesichts dessen auch vor dem Graben zwischen Normativität und Faktizität zu warnen, der sich oft als ideologiefähig erweist. Vor diesem Hintergrund lassen sich Gründe finden, warum diese Weise der Kirche vor Ort als Pfarrfamilie nicht mehr die Kirche für alle sein kann. Vorerst war und ist die Pfarrfamilie für einige eine wichtige religiös-kirchliche Heimat und soziale Stütze, wenn sie auch an vielen Orten ohne Vater und zunehmend auch ohne Kinder wird auskommen müssen.

Die neue Nahstruktur: Wiederkehr der Stämme?

Die Pfarrfamilie kann aufgrund der Verschiebung soziokultureller Parameter nicht mehr die Kirche für jede und jeden sein, weil es eine einheitlich-uniforme, also für alle gleiche Weise des Christseins nicht (mehr?) gibt. Insofern besteht kein Zweifel an der These vom Ende der klassischen Volkskirche. Neben vielen Faktoren und Daten, die man zur Begründung dieser Annahme anführen könnte (vergleiche etwa die in den letzten Jahren populäre Sinus-Milieustudie) sind es vor allem neuere Ansätze aus der französischen Soziologie,

die Lebenswelten und Bindungslogiken der jüngeren Generation (Sinus Grundorientierung C) unter verändertem Blickwinkel einzigartig präzise wahrnehmen. Besonders der Ansatz des so genannten „Neo-Tribalismus“ macht das eingangs skizzierte zweite Fallbeispiel plastisch⁷: Es geht hierbei um die Rückkehr der Stämme als einem besonderen Charakteristikum der Postmoderne. Dachte man lange, dass die entzaubernde Moderne auch klassische Formen der Vergesellschaftung gänzlich individualisiert habe, zeigt sich bei näherem Hinsehen ein erstaunlicher Befund: Die Postmoderne wirft Gemeinschaft nicht über Bord, sie zeichnet sie vielmehr mithilfe anderer Farben und Striche.

Der französische Soziologe Michel Maffesoli beschreibt diese „Rückkehr der Stämme“ als „Gegenbewegung zur immer radikaleren Individualisierung moderner Gesellschaften“. Maffesoli erfasst vielleicht auch unsere innerkirchliche Einstellung zu den Modernisierungsprozessen, die unserer Gemeinschaftsvorstellung nicht (mehr) entsprechen, ziemlich passend: „Wir haben so lange bei der Entmenschlichung und der Entzauberung der modernen Welt und der durch sie hervorgerufenen Einsamkeit verweilt, dass wir nicht länger fähig sind, die Netzwerke von Solidarität zu erkennen, die in ihr existieren.“⁸

Zusammengehalten werden diese Netzwerke durch das symbolische und rituelle Bekenntnis ihrer Mitglieder. Innerhalb dieser Gemeinschaften realisieren sich typisch postmoderne Bedürfnisse nach Nähe, Symbolik, Ästhetisierung und Mythisierung, die ihrerseits stets neue mikrosoziale Formen von Vergesellschaftung hervorbringen. So entstehen diverse Szenen, von Jugend-, Techno- oder Rollerszenen bis hin etwa zu vernetzten Formen einer Papstbegeisterung. Kennzeichnend für die neuartigen Stammeskulturen ist das Faktum, dass diese nicht regional begrenzt sind. Mehr noch: Durch eine lokal-entgrenzende weltweit – mögliche virtuelle Vernetzung verzichten sie großteils (!) auf regional bestimmte Bezüge. Es wird möglich und nötig,

zeitgleich zu mehreren Stämmen zu gehören, sodass ein modernes Nomadentum zum Normalfall wird. Dies beinhaltet, dass viele solcher Gemeinschaften dauerhaft eher instabil sind und sich immer wieder neu reproduzieren oder gegebenenfalls auflösen. Mitunter wächst die Sehnsucht nach kontinuierlicherer Verbindlichkeit, die allenfalls noch in der eigenen Familie und dem sozial-freundschaftlichen Netzwerk erlebbar wird. Beide Größen sind jedoch für die jüngeren Milieus mittlerweile ebenfalls regional entgrenzt.

Zugleich – und dies kann auf den ersten Blick durchaus paradox wirken – benötigt man auch die ortsgebundene (Pastoral-)Struktur, wenn nämlich Schnittstellen der Lebenswenden beziehungsweise biographische Höhepunkte sichtbar und konkret gefeiert werden sollen: Taufe, Erstkommunion, Firmung oder Schulanfang. Das gilt ebenso für die professionelle Infrastruktur von kirchlichen Kindergärten und Schulen. Die örtliche Pastoral wird in dieser Perspektive zu einer Art „Heimat im Standby“, von der es gut ist, um sie zu wissen, die man aber keinesfalls als eine dauerhafte religiöse Behausung benötigt. Wesentlich für den Fortbestand dieses Rückgriffs wird allerdings, dass vorhandene Qualitäts-erwartungen nicht enttäuscht werden.

Die Entwicklung des Web 2.0, das Neuvernetzungsmöglichkeiten auf bisher ungekannte Weise anbietet und auf seine Weise vervielfacht, stützt die Theorie der neuartigen Stammesentwicklung. Insgesamt bietet der Ansatz des „Neo-Tribalismus“ eine wirksame Verstehenshilfe und ermöglicht darüber hinaus eine Perspektive, postmodernes Bindungsverhalten ansatzweise nachzuvollziehen. Wichtig ist, dass es nicht um ein generelles Aufgeben jeder Verbindlichkeiten, sondern um deren radikale Transformation geht. Hierin hat sich pastorales Denken und Planen im Sinne des programmatischen Vorworts von *Gaudium et spes* zu verorten, wenn es wirklich anschlussfähig an die jüngeren Milieus sein beziehungsweise werden möchte⁹.

7 Vgl. M. Maffesoli, *The Time of the tribes: The decline of individualism in modern society*, Thousand Oaks 1996. Ders., *Jeux de Masques. Postmodern Tribalism*, in: *Design Issues*, Vol. IV (1988), No 1-2. Ders., *Du nomadisme. Vagabondages initiatique*, Paris 1997. B. Cova/V. Cova, *Tribal aspects of post-modern consumption research: the case of French-inline roller skaters*, in: *Journal of Consumer Behaviour* 1 (2001), 67-76. Vgl. zusammenfassend hierzu: T. Raabe/K. Vellguth, *Kirche als zukunftsfähige Gemeinschaft. Missionarische Reflexionen über postmodernes Bindungsverhalten*, in: *Diak* 40 (2009), 127-134.

8 M. Maffesoli, *The Time of the tribes*, 72.

9 Dieses Vorwort ist folglich auf die beschriebene Situation hin zu lesen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (GS 1). Theologisch findet sich dieser Ansatz für die Gegenwart überzeugend durch Matthias Sellmann hergeleitet. Vgl. M. Sellmann, *Milieuverengung ist Gottesverengung*, in: *LS* 57 (2006), 284-289. Vgl. generell zu einer gegenwärtig angezeigten Hermeneutik von *Gaudium et spes*: R. Bucher, *Gaudium et spes und die Krise der Kirche*, in: Ders., *Priester des Volkes Gottes*, 77-104. Ebenso: Ders., *40 Jahre danach: beschädigt. Die defizitäre Rezeption von Gaudium et spes und die Krisen der Kirche*, in: *Diak* 36 (2005), 121-127.

10 Raabe/Vellguth, *Kirche als zukunftsfähige Gemeinschaft*, 133.

11 Diese Aussage lehnt sich bewusst an eine der stärksten Definitionen des II. Vatikanums an, die sich im zweiten Kapitel der Offenbarungskonstitution „*Dei Verbum*“ findet: „Die Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift bilden den einen der Kirche überlassenen heiligen Schatz des Wortes Gottes.“ [DV 10]

Es geht um nichts Geringeres, als sich um des Evangeliums willen konsequent im Sinne konziliarer Theologie auf Lebenskontexte heutiger Menschen einzulassen. Denn sie zeigen sich für unsere Gegenwart als die „Zeichen der Zeit“ (vgl. GS 4). Dies meint nicht, die beschriebenen anderen Formen der Gemeinschaftsbildung und deren Logik unkritisch 1:1 zu übernehmen. Besonders in postmodernen Zeiten wird die Gabe der Unterscheidung und damit die prophetische Existenz der Kirche immer wichtiger. Eher käme es darauf an, in der Weise des biblischen Sauerteig- oder Salzgleichnisses (vgl. Mt 13, 33 par bzw. Mt 5,13) innerhalb des Fremden zu wirken.

Zur Frage nach einer Methodik stellen der Missionswissenschaftler Klaus Vellguth und der Marketingexperte Thorsten Raabe manche bislang nicht hinterfragt gültige Selbstverständlichkeit auf den Prüfstand: „[...] wenig erfolgversprechend erscheint es, als Reaktion auf die Ergebnisse der [Sinus-]Milieustudie in die Trickkiste des Marketings zu greifen, wie es derzeit mancherorts versucht wird. Dabei wird mit großem (nicht zuletzt finanziellen) Aufwand versucht, Menschen mit einem postmodernen Bindungsverhalten in den bislang von der Kirche „verschmähten“ Milieus zu identifizieren, um sie in eine kirchliche Gemeinschaft zu integrieren, deren Form der Gemeinschaftsbildung allerdings den Gesetzen eines Zeitalters der Moderne entspricht. [...] Die radikalere Herausforderung bestünde darin, das eigene Communito-Verständnis zu weiten und zusätzlich Formen der Zugehörigkeit zur Kirche zu eröffnen, die dem Bindungsverhalten der postmodern geprägten Menschen entsprechen.“¹⁰

Die wesentliche Frage lautet entsprechend weniger: „Wie erreichen wir wen?“, sondern: „Womit möchten wir wen erreichen?“ Sind die Antworten Pastorkonzepte, deren monopolartige Gültigkeit derzeit immer sichtbar an ihre Grenzen stößt, oder geht unserem künftigen pastoralen Handeln eine geistliche Reflexion und Vergewisserung voraus, die selbst-

verständlich ein Wahrnehmen der „Zeichen der Zeit“ impliziert und diese als geistlich-theologische Herausforderung zu qualifizieren versteht?

All das geht nicht von heute auf morgen und auch nicht ohne einen Prozess kritischer Reflexion, der noch präzisere Analyse oder auch des schlichten Ausprobierens. Vermutlich werden die Missionarinnen und Missionare der neuen Zeit als Kundschafter auszumachen sein, die für Jesus Christus brennen und in postmodernen Stammes- und Lebenswelten zuhause sind. Ohne Konflikte zwischen den verschiedenen Deutungsmustern kirchlichen Lebens wird jedoch der Lernprozess auf andere Formen der Communito-Bildung nicht zu gehen sein. Wesentlich ist und bleibt, sich füreinander die gegenseitige Wertschätzung und das unbedingte Verstehen-Wollen des anderen zu bewahren und, wo nötig, dieses erneut – sowohl kirchlichen In- wie Outsiders gegenüber – zu kultivieren.

Ausblick: Das katholische et...et pastoral neu kultivieren

Angesichts einer notwendigen Offenheit für neue Formen und Lebensrhythmen darf nicht vergessen werden: Die Kirche entsteht, wo Menschen sich unter dem Evangelium sammeln, also im Bewusstsein um Schrift und Tradition als Christen im Heute leben möchten – ob als Gemeinde mit familialen Strukturen, als schöpferisches Netzwerk, ob auf Zeit oder wie auch immer. Deshalb wird und kann es nur eine Pluriformität solchen Zusammenkommens als Christen geben. Die Zeichen deuten darauf hin, dass die Sozialform der Pfarrfamilie künftig in weiten Teilen auslaufen wird oder zumindest nur noch sehr eingeschränkt funktioniert. Dennoch ist viel Mühe darauf zu verwenden, dass Christen während der hier bedachten Transformationsprozesse soweit als möglich nicht kirchlich entwurzelt werden: Dass es weiterhin in der lokalen Nahstruktur von Pfarreien Menschen gibt, die eine örtliche pastorale Erreichbarkeit garantieren und sich innerhalb dieses lokalen Rahmens sammeln. Zugleich wird diese

Weise der wohnortnahen Ansprechbarkeit und Vergemeinschaftung nicht monopolartig die einzige Sammlungsweise unter dem Evangelium bleiben können.

Die unterschiedlichen Strukturen, geistlichen Gemeinschaften und kirchlichen Orte sind immer Teil einer pluralen Kirche, die unter dem Dach der diözesanen Ortskirche mit anderen kirchlichen Orten vernetzbar wird – ein Kirchenbild, das das II. Vatikanum erneut hervorgehoben hat. Letztlich geht es dabei um ein kreatives Aufgreifen des katholischen et...et, welches ekklesiologisch dem Kriterium der Zugehörigkeit zu einer Ortskirche und ihrem Bischof genügen müsste. Pastoraltheologisch sollten sich diese unterschiedlichen Sammlungsweisen zudem über die klassischen Grundvollzüge von Diakonie, Martyrie und Liturgie identifizieren lassen.

Ermutigen, die beschriebenen Prozesse beherzt anzugehen, kann abschließend ein Wort des heiligen Arnold Janssen, eines der größten „Söhne“ des Bistums Münster. Er hat in Zeiten heutzutage kaum mehr nachvollziehbarer Konflikte und Schwierigkeiten den Missionsorden der Steyler Missionare gegründet, der gegenwärtig zu den größten der Kirche zählt – dem Spott seiner Mitbrüder und Zeitgenossen zum Trotz. In diesem Zusammenhang notiert der heilige Arnold: „Wir leben in einer Zeit, wo vieles zugrunde geht; aber gerade deshalb muß anderes dafür neu entstehen. [...] Wenn wir alles tun, was in unseren Kräften steht, tut Gott das Übrige.“



Jan Loffeld
Studentenpfarrer in Münster
loffeld@bistum-muenster.de

Kirche unterwegs in die Welten von morgen

Kleine theologische Klarstellung zum Thema Gemeinde

Klaus Müller, Professor am Seminar für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Universität Münster, liefert in einem Kapitel seines aktuellen Buchs einen zunächst eher ethymologisch anmutenden Zugang zum möglichen Selbstverständnis christlicher Gemeinde. Seine daran anschließenden philosophischen Zeitanalysen sind überaus nachdenkenswert. Wir zitieren seine anfängliche theologische Klarstellung zum Thema Gemeinde.

Vielleicht mag es im ersten Moment überraschen: Das Brisanteste im Titel der nachfolgenden Überlegungen sind nicht „die Welten von morgen“ und auch nicht die „Klarstellung“, sondern: das Wort „Gemeinde“. Die meisten Christinnen und Christen meinen selbstverständlich zu wissen, was eine Gemeinde ist, denken an eine örtlich umschriebene Gemeinschaft von Gläubigen, die ihren Glauben bekennt und feiert, mit Kirche, Pfarrhaus, Kindergarten und zugehörigem Personal. Aber genau dies ist ein einigermaßen defizitäres Verständnis von Gemeinde – und es ist gut möglich, dass dieses Defizit im Verständnis von Gemeinde dafür verantwortlich zeichnet, dass es um viele Gemeinden nicht sonderlich gut bestellt scheint derzeit.

Orientierendes Fremdwort

Weiterhelfen kann uns vielleicht, wenn wir uns an einen Namen für Kirche erinnern, ein Bildwort, das in den ersten Jahrhunderten der Glaubensgeschichte weit verbreitet war. Wenn ich zunächst die griechische Urform des Namens ins Spiel bringe, wird dessen deutsche Übersetzung zunächst befremden, aber zugleich unmittelbar den Zusammenhang mit unserem Thema herstellen. Der Name heißt „paroikia“. Wer italienisch kann, fühlt sich dabei natürlich sofort an „parocchia“ erinnert und fragt sich, wie um alles in der Welt denn „Pfarrei“ – denn das heißt „paroikia“ im deutschen Lehnwort – ein Bild für Kirche als solche hat sein können – und wenn es das wäre, was es dann zu bedeuten habe.

Biblische Wurzeln

„paroikia“ gehört zu denjenigen frühchristlichen Bildern für Kirche, die ihre Wurzeln im Alten Testament haben. „paroikia“ wurzelt sogar im Zentrum des Alten Bundes. Dieses Zentrum bilden bekanntlich Exodus, Bundesschluss und Landnahme. Dtn 26,5b-9 formuliert darum folgendes Glaubensbekenntnis – abzulegen bei der Darbringung der Erstlingsfrüchte: „Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk ...“

In diesen beiden ersten Sätzen des deuteronomistischen Glaubensbekenntnisses kommt „paroikia“ dem Wort nach zweimal vor, denn „paroikia“ heißt wörtlich übersetzt „Fremde“, „Heimatlosigkeit“. Jetzt kann man natürlich fragen: Wie um alles in der Welt kann dieses „paroikia“ ein Bild für Kirche sein? Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments war „paroikia“ zunächst allgemein kennzeichnend für das frühe Selbstverständnis von Christen und Christinnen. Christsein bedeutet so viel wie: In dieser Welt fremd sein. „Unsere Heimat ist im Himmel“ heißt es in Phil 3,20. Der erste Petrusbrief bezeichnet im ersten Vers die Adressaten als Fremde in der Zerstreuung und ermahnt sie (1, 17), in dieser Fremde ein gottesfürchtiges Leben zu führen, ähnlich 2,11. Der Hebräer- und der Epheserbrief weisen in die gleiche Richtung.

Frühchristliches Selbstverständnis

Frühkirchlich nun wird dieses Fremdsein der Christen in der Welt auf die Gemeinden als solche übertragen. Clem nennt als Absenderin die in Rom als „paroikia“ wohnende Kirche Gottes. Bereits im Bericht über das Martyrium des Polykarp tritt „paroikia“ als Bezeichnung der christlichen Gemeinde auf. Mit der Anerkennung des Christentums als Staatsreligion schwindet dieses Bewusstsein der Fremdheit. Verstärkt wird das zudem dadurch, dass Amtsträger seit der Völkerwanderung nicht selten soziale und politische Verantwortung für den Bestand des Gemeinwesens übernehmen.

Und heute?

Jedoch: Verantwortung für die Welt, in der sie lebt, kann Kirche sehr wohl aber auch dann wahrnehmen, wenn sie sich in eben dieser Welt als „paroikia“, als fremd, als nicht daheim versteht. Vielleicht kann sie das gerade dann erst im eigentlichen Sinn, wenn ihr die Distanz zum Gegebenen die Möglichkeit zu so etwas wie kritischer Solidarität eröffnet. Ist sie Teil des Establishments geworden, büßt sie mit dem Wesenszug der „paroikia“ auf Dauer jegliche kritische Kraft ein. Der Wiederentdeckung des uns westlichen Christen weitgehend fremd gewordenen „paroikia“-Bildes als Ausdruck authentischen Selbstverständnisses von Kirche und Gemeinde käme eine geradezu reformatorische – also die Form, die Wesensgestalt wiederherstellende – Funktion zu.

Überdies hätte das wohl in vielerlei Hinsicht eine entlastende Wirkung zur Folge: Es gestattete der Kirche, sich von den Standards der ihren Lebenskreis bildenden Gesellschaften unabhängig zu halten. Der ernst genommene Wesenszug „paroikia“ erlaubte keine Arrangements – weder politische noch ökonomische noch administrative. Er bewahrte Kirche davor, intern Strukturen zu reproduzieren, die sie von ihrer Botschaft her eigentlich kritisiert. Und es erinnerte sie daran, dass sie noch etwas vor sich hat, dass sie noch nicht fertig ist, dass sie aber auch auf etwas hoffen darf. „Peregrinamur a Domino“ schrieb Augustinus: Wir pilgern fern vom Herrn. Das Kirchen-Bild „paroikia“ könnte durch heute erneuerten Gebrauch der kritischen Identitätssicherung von Kirche dienen. Es leistete das unter unmittelbarer Rückbindung an das Urdatum des Selbstverständnisses biblischen Glaubens, den Exodus, und hielt gleichzeitig das Bewusstsein wach, dass wir als Christen und Kirche noch nicht daheim sind, stünde also für die Differenz von Kirche und Reich Gottes ein. Das alles begänne damit, dass wir anfangen, bewusster – und im erläuterten Sinn – von „paroikia“, von Pfarrei und Gemeinde zu sprechen.

Der Schluss, den ich daraus ziehe, heißt: Auf neuem Kurs in die Welten von morgen ist die Gemeinde nicht dadurch, dass sie Verwaltungsstrukturen strafft, größere Einheiten konstituiert, intern die gesellschaftlich bereits Standard gewordene Mobilität reproduziert und

finanziell beziehungsweise personell Synergien schafft. Auf neuem Kurs ist Gemeinde erst dann, wenn sie sich wieder aufmacht in die „paroikia“ ins Nicht-Daheimsein, in die Fremde, wenn sie weder bloß wiederholt, was ringsum gesellschaftlich passiert und auch nicht bloß in dem verharret, was angeblich immer schon so war – als ob nicht alles auch in der Kirche geschichtlich wäre und in den vergangenen 2000 Jahren gewaltige Verwandlungsprozesse erfahren hätte – auch die Liturgien, die Ämter, die Frömmigkeitsformen.

Nichts hat geschichtlich so kommen müssen, wie es gekommen ist. Dass es so gekommen ist, wie es kam, gibt uns Anlass, gut darüber nachzudenken, warum etwas so gewollt war und geworden ist, und etwas Überliefertes, Vertrautes festzuhalten. Aber es könnte aus solchem Nachdenken genauso gut auch das Motiv entstehen, es heute anders zu machen. Das diesbezüglich Aufregendste hat die Kirche ohnehin schon 1950 Jahre hinter sich: Der Sprung ins nie Dagewesene, Fremde, den Paulus und seine Mitapostelinnen und -apostel wagten, als sie das Evangelium über die Grenzen Israels hinaus den Unbeschnittenen, den Heiden, verkündeten, auf deren Schultern wir Heutigen Glaubende sind, – dieser Sprung ist unvergleichlich größer und riskanter gewesen als alles, was heute nach Überprüfung und Veränderung verlangt. Ohne Angst ab in die Fremde!, heißt es darum für die Kirche von heute.



Professor Dr. Klaus Müller
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Katholisch-Theologische Fakultät
Seminar für philosophische Grundfragen
der Theologie
mullekl@uni-muenster.de

aus: Klaus Müller:
„Dem Glauben nachdenken.
Eine kritische Annäherung ans Christsein“,
Aschendorff Verlag, Münster 2009

Kopernikanische Wende?

Pastorale Optionen für die Entwicklung pastoraler Großräume

Priestermangel und Finanznöte zwingen zum Sparen: Kirchenräume müssen verkauft oder umgenutzt werden, auch am kirchlichen Personal werden Abstriche gemacht. Die Weitung der pastoralen Räume allein löst allerdings nicht die anstehenden Probleme. Eine gedeihliche Pastoralentwicklung kann nur gelingen, wenn gleichzeitig pastorale Optionen getroffen werden.

Die Vergrößerung der pastoralen Räume ist der Versuch, auf den Priestermangel und die Finanznot zu reagieren. Dabei bemisst sich die Zahl der neuen Seelsorgeeinheiten an der Anzahl der zur Verfügung stehenden Priester. Für manche Pfarreien ist es gut, in größere Einheiten eingebunden zu sein, weil sie nicht mehr in der Lage sind, alleine das kirchliche Leben zu gestalten. Generell ist die Frage zu stellen, in welchen pastoralen Handlungsfeldern Kooperationen sinnvoll sind. Für die Weitung der pastoralen Gemeinden sprechen auch Erkenntnisse aus der so genannten Sinus-Milieu-Studie aus dem Jahr 2005. Die Studie machte darauf aufmerksam, dass die Kirche nur noch in drei der zehn darin definierten Milieus beheimatet ist: bei den Konservativen, den Traditionsverwurzelten und der bürgerlichen Mitte. Diese kirchliche Milieuverengung zeigt sich auch für die jeweiligen Kernmilieus der so genannten Ober- und Unterschicht: die Konsum-Materialisten, die Hedonisten und die Etablierten. Wer sich daher nur auf die bisherigen Pfarrgemeinden konzentriert, „... entscheidet sich faktisch für Menschen in der bürgerlichen Mitte mit konservativer Ausrichtung. Die übrigen bunten Vögel der Gesellschaft, die Experimentalisten, die Performer und andere werden kaum Zugang finden.“¹

Die Grundlage für die Weitergabe des christlichen Glaubens sind überschaubare lebendige Glaubensgemeinschaften, in denen ein gläubiges Leben heranreifen kann. Die Kirche würde sich ihrer eigenen Basis berauben, vernachlässigte sie die Örtlichkeit und den Gemeinschaftsbezug des Glaubens. Daher haben viele Gläubige mit Recht

die Sorge, wie das kirchliche Leben in ihrem Nahraum aufrechterhalten werden kann. Zwar haben sich heute viele Lebensvollzüge der Menschen in größere Daseinsräume verlagert, aber der Nahbereich als stabiler Lebensraum. Für die elementaren Lebensvollzüge behält der Wohnort eine wichtige Bedeutung: Kinder werden am Wohnort erzogen, sie gehen dort in den Kindergarten und in die Schule. Die vielen Alltäglichkeiten und diakonischen Aufmerksamkeiten werden am Wohnort erledigt. Zudem sind die Menschen heute zwar mobiler, aber nicht alle kommen in den Vorzug, mobil zu sein. Zudem birgt die wachsende Mobilität auch Risiken. Besonders wegen der hohen Mobilität droht der moderne Mensch psychisch obdachlos und kosmisch unbehaust zu werden². Das Örtliche und Bezogene kann Orientierung sein.

Lokalisierung und Regionalisierung

Im Grunde genommen befindet sich die Pastoral in einer Entwicklung, die zwei scheinbar gegensätzliche Strömungen vereinigen muss: eine kooperative Weitung der pastoralen Räume und die Verörtlichung zentraler seelsorgerlicher Arbeitsfelder. Beide Entwicklungslinien bedingen und tragen sich gegenseitig. Je mehr die pastoralen Räume vergrößert werden, um so mehr ist darauf zu achten, dass die Kirche im Nahbereich lebensfähig bleibt oder neu lebensfähig wird. Dies gilt in Bezug auf die Grunddienste der Kirche: Diakonie, Liturgie, Martyria und Koinonia. Es geht also um ein „sowohl als auch“, um ein „das eine nicht ohne das andere“.

Für das pastorale Handeln lautet daher eine zentrale Frage: Welcher pastorale Vollzug ist in welchem Raum angesiedelt? Was muss im Nahbereich gemacht werden, was eher im größeren Raum? Vielleicht kann man sagen, dass familienorientierte Pastoral, diakonische Nachbarschaftshilfe und Feiern des Glaubens eher im kleineren Raum stattfinden. Milieuorientierte Angebote, geistliche Zentren, diakonisches Engagement, Bildung und Teile der Jugendarbeit sowie eine milieugerechte Seelsorge (über den bisherigen Wirkungsbereich hinaus) dagegen benötigen die Kompetenz und die vereinten Kräfte des erweiterten Raums. Es geht um eine Lokalisierung und Regionalisierung pastoraler Vorgänge.

Wichtig dabei ist, dass die unterschiedlichen Aktivitäten gut miteinander vernetzt sind. Ein gelungenes Beispiel einer solchen Vernetzung ist die Profilkirche „Heilig Kreuz – Zentrum für christliche Spiritualität“ in Frankfurt. Dieses Zentrum für Meditation ist eingebunden in ein weites Netzwerk pastoraler Arbeit: die Kirchengemeinden der Stadt Frankfurt, die Exerzitienhäuser des Bistums, Mitarbeiter der Caritas und Pastoral und ökumenische Initiativen. Das Ziel dabei ist, „in einzelnen Kirchen ein zentrales Anliegen der Stadtkirche zu verorten, um in Kooperation mit und in Ergänzung zur Pfarrpastoral die missionarische Dimension der Kirche zu stärken.“³

Aber wie soll das gehen? In Zeiten des Personalmangels, der finanziellen Einschränkungen und einer kleiner werdenden Zahl von Gläubigen erscheint diese Aufgabe nahezu unmöglich. Wenn alles weniger wird, soll mehr

geleistet werden. Mit einer Strukturreform, die ausschließlich die bisherige Form der Seelsorge in größere Räume verlagert, kann es nicht gelingen. Im Gegenteil: Dies wird noch mehr in die Überlastung führen. Gelingen kann es nur durch eine begleitende Reform der Pastoral. Das Zweite Vatikanische Konzil hat hierfür die ekklesiologischen Grundlagen gelegt. Ebenso gibt es eine weltweite kirchliche Praxis, die zeigt, dass es gelingen kann. Notwendig für einen solchen Prozess sind allerdings klare pastorale Optionen, die im Folgenden beschrieben werden⁴.

Ernstnahme der Charismen

Die Pastoral in Frankreich findet unter anderen Voraussetzungen statt und kann in Länder wie Deutschland, Österreich und Schweiz nicht übertragen werden. Sie kann höchstens einen „Vorgeschmack“ geben, wohin sich unsere Kirche möglicherweise entwickeln kann. Insbesondere die Erzdiözese Poitiers geht einen viel beachteten Weg. Die dortige Ortskirche möchte und kann nicht mehr auf überkommene Kirchenstrukturen setzen und baut dort neue kleine christliche Gemeinschaften auf. Der zuständige Erzbischof Albert Rouet betont, dass er, das Zweite Vatikanische Konzil ernstnehmend, hauptsächlich auf Laien setzt. In den Diensten der Laien verdichten sich ihre Charismen. In Bezug auf die Laien sagt Erzbischof Rouet: „Es geht also regelrecht um eine kopernikanische Wende: nämlich um den Übergang aus dem Zustand, in dem Laien als fleißige und tüchtige Mitarbeiter um den Priester kreisen, um ‚dem Herrn Pfarrer zu helfen‘, hin zu dem Status wirklich verantwortlicher Gemeinden – mit einem Priester zu ihrem Dienst, der von Gemeinde zu Gemeinde geht und sich für jeden Zeit nimmt.“⁵

Auch der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, hat im Zusammenhang mit der Neustrukturierung der Gemeinden auf diesen Punkt hingewiesen: „Bei allen Überlegungen, Gesprächen und Planungen ist es überdeutlich: Wir müssen mehr als bisher damit ernst machen, dass Seel-

sorge nicht allein Aufgabe des Priesters und, noch weiter gefasst, nicht allein Aufgabe der hauptberuflich in der Kirche Tätigen ist, sondern verstärkt Sache möglichst vieler in den Pastoralverbänden und Seelsorgeeinheiten.“⁶ Die Frage muss lauten: „Welche Ämter und Dienste sind von den Mitgliedern der Gemeinde wahrzunehmen, weil der Geist Gottes sie dazu befähigt?“⁷ Diese Frage impliziert eine neue Qualität des Miteinanders, in der die je eigenen Rollen der Priester und Laien definiert werden müssen. Priester, Diakone, Hauptamtliche und ehrenamtliche Verantwortliche müssen sich fragen, welches ihre Aufgaben in den neu geschaffenen pastoralen Großräumen sind und sein können.

Ein Beispiel aus der Krankenhausseelsorge in der Diözese Innsbruck kann zeigen, wie die Charismen Ehrenamtlicher in einen kategorialen Seelsorgebereich für alle gewinnbringend eingebracht werden können. Die Krankenhausseelsorge am Universitätsklinikum Innsbruck setzt schon seit vielen Jahren konsequent auf den Dienst ehrenamtlicher Laien. Diese werden zunächst ausgebildet und nach und nach in die Praxis der Krankenhausseelsorge eingeführt. Die hauptamtlichen Seelsorger haben dabei eine Mentorenfunktion. Je nach Zeit, Kompetenz und Engagement der Ehrenamtlichen wachsen diese in die Arbeit hinein und entwickeln und vertiefen ihre seelsorgerliche Kompetenz im Krankenhaus. Ein Modell, das seit mehr als 15 Jahren erprobt ist und mit dem gute Erfahrungen gemacht werden.

Partnerschaftliche Leitungskultur

Im Blick auf die vergrößerten pastoralen Räume droht die Gefahr, dass wichtige elementare Lebens- und Glaubensvollzüge am Ort nicht mehr stattfinden können und damit absterben. Die Vergrößerung der Seelsorgeräume und das Festhalten daran, dass nur ein Priester die Leitungsverantwortung wahrnehmen kann, führen unweigerlich zu immer größeren Verwaltungseinheiten und unterlaufen dadurch „eine auf Augenhöhe sich entwickelnde

Seelsorge in überschaubaren Räumen“⁸.

Wie kann diese Entwicklung verhindert werden? Die Diözese Linz ist diesbezüglich in den vergangenen Jahren einen konsequenten Weg gegangen. Soll die Kirche vor Ort weiter lebendig sein, braucht sie eine entsprechende Leitung. Die Diözese Linz hat aufgrund der größeren Pastoralräume Leitungsmodelle entwickelt und bereits in die Praxis umgesetzt. In diesen Modellen ist vorgesehen, „dass ein Priester in Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen die Gemeindeleitung übernimmt (...) Dazu tragen folgende Aspekte bei: zum einen die bewusste Ausrichtung der Pfarrgemeinde an den Grundfunktionen Liturgie, Diakonie, Verkündigung und Koinonia; zum anderen die Sicherung einer vor Ort aktiv ausgeübten Leitung. Diese wird gemeinsam von einem zuständigen Priester und ehrenamtlich tätigen Frauen und Männern übernommen.“⁹ Wichtig ist, dass diese Mitarbeiter von einem bischöflichen Vertreter und vom Pfarrgemeinderat in einer öffentlichen Feier für eine bestimmte Zeit eingesetzt werden. Dieses Verständnis und diese Praxis sind nicht vom Himmel gefallen, sondern das Ergebnis langer Bewusstseinsbildungsprozesse, Ausbildungsprozesse und Weiterbildungsprogramme¹⁰.

Im Zusammenhang mit solchen Modellen stellt sich die Frage, ob es (oder wie lange es noch) geeignete Ehrenamtliche gibt, die zu einer solchen Mitarbeit bereit sind. Ehrenamtliche engagieren sich nicht um jeden Preis. Die Zufriedenheit Ehrenamtlicher hängt von mehreren Faktoren ab: Wie ist die Grundstimmung? Werden meine Begabungen geschätzt und kann ich sie einbringen? Wird mit Konflikten offen umgegangen? Kann ich in den Glauben hineinwachsen? Ehrenamtliche wollen in jedem Fall verantwortlich und wechselseitig verbindlich mitgestalten¹¹.

Bewusstsein für Qualität

Seelsorgerinnen und Seelsorger sind grundsätzlich bemüht, ihre Seelsorge bestmöglich zu tun. Dennoch ist bei der Frage nach der Qualität pastora-

len Handelns bei vielen eine gewisse Zurückhaltung wahrzunehmen. Bei der Frage nach der Qualität der Pastoral kann ein Blick auf die gegenwärtig gängigen Qualitätsmodelle hilfreich sein. Solche Qualitätsmodelle können nicht unverändert übernommen werden, sondern allenfalls für den pastoralen Kontext adaptiert werden. Im Bereich der Caritas und der Diakonie sind Qualitätsmanagementsysteme inzwischen gesetzlich vorgeschrieben. Im pastoralen Bereich dagegen besteht die Freiheit, diese Instrumente kritisch zu prüfen und Hilfreiches in den eigenen Kontext zu übertragen¹². Hier sollen nur wenige Fragen benannt werden, die ein Bewusstsein für die Qualität pastoralen Handelns markieren:

Sorgen die Leitungsverantwortlichen einer Gemeinde dafür, dass es eine gemeinsame Vision oder einen gemeinsamen Pastoralplan gibt? Stellen sie dies durch ihr persönliches Mitwirken sicher? Wird solch ein Plan gemeinsam erarbeitet, umgesetzt und evaluiert? Werden haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter geschätzt und gefördert, aber auch für die Erreichung von Zielen verantwortlich gemacht? Werden pastorale Vollzüge, vor allem in vergrößerten Seelsorgeräumen gut geplant, sorgfältig durchgeführt und systematisch ausgewertet? Existiert die Fähigkeit zur personalen und organisationalen Selbstreflexion in den pastoralen Einheiten?

Bei den vielfältigen Aufgaben, die derzeit anstehen, ist die Versuchung des Aktionismus nicht gering. In diesen Zeiten lautet eine klärende Frage: Was ist Kür und was ist Pflicht? Auf was kommt es uns wirklich an? Je mehr eine Gemeinschaft in und aus dem Evangelium lebt, je mehr sie versucht, in die Botschaft des Evangeliums hineinzuwachsen, um so eher wird sie die Gabe der Unterscheidung lernen.

1 Paul M. Zulehner, Entlastung in der Pastoral. Vorschläge angesichts der neuen pastoralen Großräume, in: Stimmen der Zeit, 11/2008, 747-754, 750.

2 Vgl. Zulehner, P. Michael, Entlastung in der Pastoral, 86f.

3 Vgl. Konzept – Meditationszentrum Heilig Kreuz, siehe Internet: www.meditationszentrum.bistumlimburg.de

4 Vgl. dazu auch Michael Fischer, Gemeindeentwicklung konkret. Ein Arbeitsbuch, Kösel-Verlag, München 2002.

5 Albert Rouet, Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche, in: Reinhard Feiter / Müller, Hadwig (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof?, Schwabenverlag, Ostfildern 2009, 17-42, 36.

6 Robert Zollitsch, Neue Anforderungen an die Priester, Diakone und hauptberuflichen Mitarbeiter in der Seelsorge und Diakonie und Veränderungen in ihren Berufsprofilen und Rollenzuschreibungen, in: „Mehr als Strukturen ...“. Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-) Diözesen. Ein Überblick, Arbeitshilfe, Nr. 216, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007, 50.

7 Udo Schmälzle, Charismen teilen in überschaubaren Räumen. Woran orientieren sich die diözesanen Umstrukturierungsmaßnahmen?, in: Herder

Korrespondenz 61, 4/2007, 178.

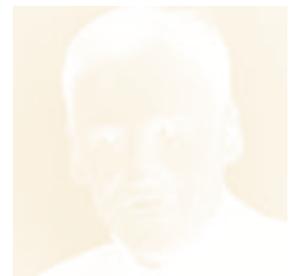
8 Ebd. 178.

9 Heilmann, Monika, Die Beteiligung Ehrenamtlicher an der Pfarrleitung, in: Kirche bleiben im Nahbereich. Pfarrgemeindliche Leitungsmodelle mit Beteiligung Ehrenamtlicher, hg. v. Monika Udeani; Helmut Eder; Monika Heilmann, Wagner Verlag, Linz 2009, 23. Näherhin sind dort drei Modelle entwickelt worden: Seelsorgeteams, Pfarrgemeinderäte mit erweiterten Leitungsaufgaben und ehrenamtliche Pfarrverantwortliche. Vorschläge in diese Richtung auch bei Paul M. Zulehner / Fritz Lobinger / Peter Neuner (Hg.), Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Schwabenverlag, Ostfildern 2003.

10 In: Kirche bleiben im Nahbereich. Pfarrgemeindliche Leitungsmodelle mit Beteiligung Ehrenamtlicher, hg. v. Monika Udeani; Helmut Eder; Monika Heilmann, Wagner Verlag, Linz 2009.

11 Paul M. Zulehner / Anna Hengersperger: Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Schwabenverlag 2010.

12 Vgl. Michael Fischer, Pastoral braucht Qualität. Pastorales Handeln auf dem Qualitätsprüfstand, in: Unsere Seelsorge, Dezember 2009, 4 – 7.



Prof. Dr. Michael Fischer
St.-Franziskus-Stiftung Münster
Leiter Qualitätsmanagement und

Leitbildkoordination
Private Universität für
Gesundheitswissenschaften, medizinische
Informatik und Technik UMIT Hall in Tirol
Professor für Qualitätsmanagement
fischer@st-franziskus-stiftung.de

Potenziale der Gemeinden

Lebensweltorientierung und Ressourcenmobilisierung

Welche Aufgaben kommen in einer gesellschaftlichen Phase der Individualisierung und Enttraditionalisierung den Familien, Bildungsinstitutionen und Kirchengemeinden zu? Wer oder was kann dazu beitragen, den Menschen in ihrer skizzierten subjektiven Existenzweise Orientierung und Begleitung anzubieten?

Der Glaube als zwischenmenschliche Erfahrung

Franz Xaver Kaufmann hat 1991 vor dem Hintergrund des epochalen gesellschaftlichen wie institutionellen Transformationsprozesses folgende Diagnose gestellt: „Die Zukunft des Christentums hängt in entscheidendem Maße davon ab, inwieweit es gelingt, Glauben nicht nur als bloße Innerlichkeit, sondern als zwischenmenschliche Erfahrung zu ermöglichen, eine Erfahrung in kleinen sozialen Gruppen oder sozialen Netzwerken, weit unterhalb der organisierten Gebilde, welche die Struktur der heutigen Gesellschaft darstellen. Solche sozialen Mikro-Umwelten bilden sich heute weit weniger von selbst als früher und müssen bewusst gesucht und geschaffen werden. Ihr Fehlen gefährdet übrigens nicht nur die Tradierung des Christentums, sondern die gesamte Sozialisation der nachwachsenden Generation.“¹

An diese Prognose lässt sich nahtlos der Arbeitsansatz „der Lebenswelt-, Ressourcen- und Sozialraumorientierung“ anschließen. Er richtet seinen Fokus auf die Entwicklung und Stärkung der Individualität und Sozialität des Menschen und wählt den Alltag der Betroffenen, den Ort ihrer alltäglichen Lebensvollzüge, das Territorium der Pfarrei – den sozialen Raum – als Handlungsfeld par excellence. Der soziale Raum – mit seinen materiellen Bedingungen des Wohnens, seiner Ausstattung mit Einrichtungen der Infrastruktur für Bildung, Arbeit, Konsum, Gesundheit, religiöses Leben, soziale Kontakte, Kultur und Freizeit sowie seinen Beziehungsnetzen in der Familie, der Nachbarschaft, den freiwilligen und professionellen Akteuren der Institutionen – ist der Ort unmittelbarer gesellschaft-



licher Erfahrung und somit zentral für die personale Entwicklung und Identitätsbildung. Die alltägliche Erfahrung von Anerkennung, Verständnis, Liebe und Förderung oder von Ablehnung, Zurückweisung und Benachteiligung ist wie jeder Tag selbst ein Mosaikstein, aus dem sich im Laufe der Zeit die Biografie des Menschen, das Selbstbild, die Identität aufbaut und formt.

Sinn in den Alltag bringen

Der Pastoral insgesamt und nicht nur den Trägern caritativer Angebote kommt die Aufgabe zu, die in dem jeweiligen sozialen Raum befindlichen kommunikativen wie materiellen Potenziale zur Bewältigung des Alltags hilfreich zu aktivieren und weiterzuentwickeln. Der Arbeitsansatz reagiert explizit darauf, dass in modernen Gesellschaften Entscheidungs-, Konflikt- und Problem-situationen zunehmen und tradierte beziehungsweise sozial gewachsene Unterstützungsressourcen abnehmen

oder nicht ausreichend vorhanden sind. Kirchengemeinden, Wohnquartiere und Nachbarschaften werden unter dieser Perspektive als soziale Netzwerke begriffen, die der Stärkung und Entwicklung bedürfen, um hilfreich, sinnstiftend und tragfähig zu sein. Die Modernisierung der Gesellschaft mit der Pluralisierung und damit „weitgehenden Relativierung“ der Wert- und Deutungssysteme hat einerseits für den einzelnen Menschen Handlungsoptionen eröffnet, wie die Wahl von Schule, Beruf, Partner, Erziehungsstilen, Wohnen oder Gruppenzugehörigkeit. Den skizzierten Modernisierungsprozess kennzeichnet andererseits eine „strukturelle Sinnkrise“, in der nichts mehr selbstverständlich ist und die Suche nach Sinn eine fortdauernde existenzielle Aufgabe ist.²

Wie kann Gemeindegarbeit gelingen?

Der Respekt vor der Person des anderen, dessen Individualität im Zuge der Modernisierung eine nie da gewesene

Ausprägung erfährt, lässt für unterstützende Akteure nur die Option offen, nichts für die Menschen zu tun, sondern nur mit ihnen, mit ihrer Beteiligung, das heißt, der Aktivierung ihrer physischen, emotionalen und intellektuellen Ressourcen. Die Stärkung der Eigenverantwortung bedarf der Begleitung und Unterstützung, nicht der Verfügung über den anderen oder autoritärer Ziel- oder Sinnsetzung. Dies gilt auch für die „religiöse Lebensdeutung von Lebenserfahrung“, die „der Einzelne immer nur selbst in seiner Lebensführung vollziehen“ kann³.

Hauptamtlich und freiwillig Engagierten kommt die Aufgabe zu, in gemeinsamer Zuständigkeit für das Territorium der Gemeinde und die Menschen, die dort leben, ihre Aufgabengebiete und Kompetenzen miteinander zu vernetzen und in praktischer Kooperation mit den Bewohnern ihren Beitrag zur Alltagsbewältigung zu leisten. Die praktische Vernetzung pastoraler und sozialer Dienste wie ehrenamtlicher Tätigkeit sollte den differenzierten Alltagsthemen der Menschen und ihren subjektiven Deutungen wie Zielsetzungen dienen und nützliche Synergieeffekte erzielen.

Kriterium einer gelungenen Gemein-
dearbeit ist nicht in erster Linie eine

differenzierte Versorgungsstruktur für verschiedene Personengruppen mit je eigener Rationalität der Organisationsstrukturen und Personalbemessung (Angebotskirche). Vielmehr sind die vielfältigen Aktivitäten entlang der zu entdeckenden Alltagsthemen und des Interessenspektrums der Bewohner und ihre Beteiligung am Gemeindeleben Indikatoren für eine lebendige Gemeinde. Je entfaltetes das Alltagsleben in einer Gemeinde, je größer der anregende Gehalt kommunikativer und materieller Ressourcen, die Vielfalt von Erfahrungsmöglichkeiten, Ausdrucksformen und Teilhabechancen, umso positiver können sich Menschen entwickeln und konstruktiv an der Bewältigung ihres Alltags und eines darauf bezogenen Gemeindelebens mitwirken.

Ressourcen müssen erkannt und gebündelt werden

Die klassische Defizitorientierung pastoraler und sozialer Arbeit, die sich am Unvermögen und Versagen der Personen festmacht, wird durch einen Perspektivwechsel abgelöst: eine Orientierung an den Stärken der Menschen sowie am Ressourcenpotenzial des sozialen Raumes einschließlich der Mobilisierung und Qualifizierung freiwilligen Engagements. Dies gilt besonders

in Zeiten struktureller Knappheit von Ressourcen (Personal, Finanzen) mit der Gefahr, Menschen mit Organisations- und Personalstrukturen erreichen zu wollen, die keinen Ort mehr haben in deren Lebenswelt, ihrem Alltag. Die Ressourcen werden in Aktivitäten und Projekten gebündelt mit je unterschiedlichen Themen, mit unterschiedlicher Dauer, der unverzichtbaren Beteiligung von Bewohnern beziehungsweise Gemeindegliedern, unterstützt von freiwillig Engagierten und nur bei Bedarf von hauptamtlichem Personal. Ressourcenorientierung wie Projektentwicklung – als offener, auf Aktivierung von Eigenverantwortung und Beteiligung angelegter Prozess – sind Kompetenzen, die freiwillig Engagierte und hauptamtlich Tätige oftmals in einem eigenen, theoretisch begründeten und praktisch erprobten Lernprozess, am besten „on the job“, erwerben müssen.

Der Schlüssel zu den Menschen

Unter den Bedingungen einer pluralen Gesellschaft mit konkurrierenden Wertsystemen brauchen insbesondere Kinder und Jugendliche (aber auch Erwachsene) zum Aufbau ihrer Persönlichkeit und Identität wertorientierte, sinnstiftende Kontexte und soziale Beziehungen. Sie brauchen konstruktive personale Begegnungen, um der potenziellen Verunsicherung entgegenzuwirken und relative Stabilität zu erlangen. Die Betonung liegt auf den räumlich verankerten Beziehungsnetzen, die im Alltag zur Verfügung stehen. Die Bedürfnisse und Interessen der Menschen sind Chance und Motor, ihre Eigeninitiative anzuregen und sie in ihren Erfahrungen als eigenverantwortlich Handelnde zu unterstützen und zu bestätigen. Die Aktivierung der Menschen hat dort ihre größte Chance, wo sie gespeist wird aus ihren Bedürfnissen und der Suche nach ihrem subjektiven Lebenssinn. Im eigenverantwortlichen Handeln und Sich-Beteiligen erfahren Menschen sich als kompetent und produktiv. „Gut Gemeintes“ oder „viele Erfahrungen“ sind für Hauptberufliche wie freiwillige Akteure kein Schlüssel zur Lebenswelt der Individuen und ihren Bedürfnis-



sen. Der Weg zu ihrer Lebenswelt führt letztlich nur über die jeweils unmittelbare Verständigung, das Gespräch, das empathische Einlassen auf den oder die anderen, die Anregung und die von ihnen zu treffende Entscheidung darüber, was hier und jetzt das Bedürfnis, das Interesse und das Ziel ist.

Partizipation ist ein dauerhafter Dialog. Der Dialog wird gestaltet mit der Haltung der bedingungslosen Akzeptanz der anderen Person, seiner unantastbaren Würde, der Empathie gegenüber seiner subjektiven (Lebens-)Erfahrung und Weltsicht sowie der authentischen Begegnung von Person zu Person (Rogers). Pastorales wie soziales Personal und freiwillig Engagierte sollten über diese Schlüssel zu den Menschen verfügen und im wechselseitigen Respekt miteinander kooperieren, dabei im Interesse ihrer Aufgabe tragfähige zwischenmenschliche und sinnstiftende Erfahrungen anregen und begleiten.

Das Setzen auf die Gestaltungspotenziale der Menschen, ihren Eigensinn und ihre Befähigung zu eigenverantwortlichem Handeln führt Kaufmann übrigens zu der Feststellung, dass es in der Bibel nicht heißt: „Wo zwei- oder dreitausend in meinem Namen verwaltet, pastoral betreut oder politisch geführt werden“, sondern: „Wo zwei oder drei in meinem Namen (!) beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen.“⁴

Die Gemeinden und insbesondere die in zunehmendem Maße entstehenden Großpfarreien stehen vor der Herausforderung, vor Ort, im sozialen Nahraum, der nicht mit den Begrenzungen der Pfarrei oder Gemeinden identisch ist, freiwilliges Engagement von Gemeindemitgliedern zu aktivieren, Netzwerke und Projekte zu unterstützen und zu begleiten.

- 1 Kaufmann, Franz Xaver (1981): Zur Zukunft des Christentums: Soziologische Überlegungen, Katholische Akademie Schwerte, S. 28
- 2 Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1995): Modernität, Pluralismus und Sinnkrise: Die Orientierung des modernen Menschen, Gütersloh, S. 44f.
- 3 Lauster, Jörg (2005): Religion als Lebensdeutung, Darmstadt, S.192.
- 4 Kaufmann, ebd., S. 27f.

Weitere zugrunde liegende Literatur:

- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1975): Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Darmstadt.
- Springer, Werner (1995): Alltag und sozialer Raum als Focus sozialpädagogischen Handelns. In: Neue Praxis (np), H.3, S.281 - 285.
- Derselbe (1987): Stadtteil und Eigensinn – Von der notwendigen Wiederherstellung der Lebenswelt. In: sozial extra, Februar/März, S.12 - 15.
- Derselbe (1999): Zum Ansatz lebensweltorientierter Arbeit in Gemeinden, Wohnquartieren und kirchlichen Wohlfahrtsverbänden: Themenheft Gemeindearbeit: Perspektive Gemeinde-Caritas, Nr. 39, Aachen.
- Thiersch, Hans (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Weinheim, München.

Dieser Artikel ist eine vom Verfasser überarbeitete und ergänzte Fassung seines Artikels: „Holt die Leute ins Boot“. In: Neue Caritas (2001), Heft 8, Freiburg, S.12 - 14



Professor em. Dr. Werner Springer
 Universität Duisburg-Essen
 bis 2007 Leiter des Instituts für
 Stadtteilentwicklung, soziale Arbeit
 und Beratung (ISSAB)
 werner.springer@uni-essen.de

Lebensweltorientierte soziale und pastorale Arbeit

Zwischen 1996 und 2010 führte der Diözesan-Caritasverband Münster in Zusammenarbeit mit verschiedenen Kooperationspartnern (Franz-Hitze Haus, Priesterseminar, Institut für Diakonat und pastorale Dienste, Diözesanverband Münster der Caritas-Konferenzen Deutschlands, Hauptabteilung Seelsorge des Bischöflichen Generalvikariats und mit finanzieller Förderung durch das Bistum Münster) vier langfristige Fortbildungen zum Thema „Lebensweltorientierte soziale und pastorale Arbeit in Gemeinden, Caritasverbänden und Stadtteilen (kurz: LWO-Fortbildungen)“ durch. Teilnehmer waren Haupt- und Ehrenamtliche aus Caritasverbänden und Pfarrgemeinden. Der zeitliche Umfang betrug 23 Tage über einen Zeitraum von 18 Monaten. Die Kursleitung lag bei Professor Dr. Werner Springer und Andrea Welbrink. Die Teilnehmer waren gehalten, im Rahmen der Fortbildung eigene Projekte – möglichst mit Kooperationspartnern – vor Ort zu entwickeln und mit den erlernten Methoden und Arbeitsansätzen umzusetzen. So sind vielfältige Projekte in den beteiligten Gemeinden und Verbänden entwickelt worden, die teilweise noch heute bestehen und die Arbeit prägen. Wichtige zukunftsweisende Elemente waren unter anderem die neue Sicht auf die unterschiedlichen Gruppen der Teilnehmer und neue partnerschaftliche Ansätze der Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen.

Theo Damm
 Diözesan-Caritasverband Münster
 damm@caritas-muenster.de

Charismen und Kompetenzen nicht hauptberuflicher Seelsorger

Erkenntnisse aus der Pilotausbildung seelsorglicher Begleiter

Die Erfahrungen des Kurses „Seelsorgliche Begleitung von Menschen mit Behinderungen“ verdeutlichen manches, was heute in Kirche und Gemeinde von Bedeutung ist. Sagt Hermann Kappenstiel, der den Kurs gemeinsam mit Martin Merkens geleitet hat. Es sei wichtig, miteinander darüber in einen ehrlichen Dialog zu kommen, wie Seelsorge gehen kann, wenn die bisherige Gestalt der Kirche vergangen ist, und welche pastoralen Wege zu beschreiten sind, nachdem die vertrauten Pfade nicht mehr gangbar sind. Kappenstiel verbindet drei Aspekte: Gedanken zu einer „nach-volkskirchlichen“ Seelsorge, konkrete Erfahrungen aus dem Kurs und persönliche Wahrnehmungen aus der seelsorglichen Arbeit in einer bischöflichen Einrichtung für Menschen mit geistiger (und mehrfacher) Behinderung.

Ein erster Blick auf den Ausbildungskurs: 15 Frauen und Männer, die „seelsorgliche Begleitung“ lernen wollen und sollen, Erzieherinnen, Erziehungspfleger, Ergotherapeutinnen, Sozialpädagogen – alle Fachleute in ihrem Beruf, aber ohne formelle pastorale oder theologische Qualifikation; in ihren Arbeitsplatzbeschreibungen kein Wort zu Seelsorge. Alle aber – und das wird schon am ersten Kurstag sichtbar – sind pastoral „ambitioniert“ und sehen ihren Dienst in Verbindung mit dem, was manche mit einer gewissen Zurückhaltung, weil sie sich nicht trauen, was sie täglich für und mit den ihnen anvertrauten Menschen tun, als seelsorgliches Handeln qualifiziert. Sie sind „weltliche Kräfte“, wie das in „volkskirchlicher“ Redeweise ausgedrückt wurde, als noch in der Mehrzahl Ordensleute in den kirchlichen Häusern Dienst taten. Ihnen, den „geistlichen“ Kräften, wurde eine entsprechende Spiritualität selbstverständlich zuerkannt.

Im Stift Tilbeck wirken unter den mehr als fünfhundert Angestellten außer mir, dem Geistlichen Rektor und Seelsorger der Einrichtung, noch mein Vorgänger und ein Dutzend Mauritzer Franziskanerinnen, die aber fast alle aus dem hauptamtlichen Dienst ausgeschieden sind. Wer trägt die Seelsorge? Wer wirkt seelsorglich? Viele engagierte Menschen sehen ihre Arbeit als Dienst an den Menschen und tun ihren Dienst

mit „viel Herz“. Die meisten von ihnen würden sich nicht als „fromme“ oder „spirituelle“ Menschen bezeichnen und noch weniger für sich in Anspruch nehmen, seelsorglich zu handeln. Wenn ich aber nicht vom gewohnten Seelsorgebegriff ausgehe, sondern von dem, was tagtäglich für und mit behinderten Menschen getan wird, komme ich sehr schnell zu der Einsicht, dass sehr viel Arbeiten und Leben im Sinne des Evangeliums geschieht. Die „Werke der Barmherzigkeit“ – sowohl die leiblichen als auch die geistlichen – haben hier „Hand und Fuß“ (vgl. Mt 25, 31-46).

Es geht in erster Linie darum zu entdecken, welche „Spiritualität“ es bei den „weltlichen“ Angestellten schon gibt. Der Ansatzpunkt für eine pastorale Entwicklung ist die vielfältig vorhandene „diakonische Spiritualität“ der Mitarbeiter. Daran ändert sich auch dann nichts, wenn (wahrscheinlich die meisten) von ihnen sagen werden, das habe doch nichts mit Frömmigkeit zu tun. Sie befinden sich in guter Gesellschaft, denn auch „die auf der rechten Seite“ antworten dem Menschensohn, sie könnten sich nicht erinnern, IHM jemals begegnet zu sein (Mt 25, 37-39).

Aufgabe der für die pastorale Entwicklung Verantwortlichen ist es, ihre Sichtweise zu überprüfen und sich zu fragen, mit welcher Einstellung sie den Menschen begegnen – in den

Sozialeinrichtungen der Kirche ebenso wie in den (Pfarr-)Gemeinden.

Auch wenn die kleiner werdende Zahl der „praktizierenden“ Katholiken strukturelle pastorale Veränderungen notwendig macht, müssen wir uns von der durchaus häretischen Aussage verabschieden, „praktizierende“ Katholiken seien (nur?) jene, die am Sonntagsgottesdienst teilnehmen. Im Sinne der Perikope vom Weltgericht zählen zu den „Praktizierenden“ ganz bestimmt die dazu, die barmherzig handeln! Unser Verständnis von Spiritualität muss einer Revision unterzogen werden. Es gibt eine „diakonische“ Spiritualität, die selbstverständlich nicht alternativ oder im Gegensatz zur Mitfeier des Gottesdienstes gesehen werden darf, die aber erkannt und anerkannt werden darf und muss.

Mit der Formulierung „Gemeinde in nach-volkskirchlicher Zeit“ ist ein Paradigmenwechsel angezeigt, der massiver nicht sein kann. Das Ende der Volkskirche ist eine Tatsache – was danach kommt, ist ungewiss. Der damit verbundene Traditionsabbruch ist nirgends so stark zu spüren wie in kirchlichen Sozialeinrichtungen, in denen noch vor drei bis vier Jahrzehnten Ordensleute nahezu alle (leitenden) Positionen besetzt hatten, die inzwischen längst durch Fachkräfte ersetzt worden sind. Geistliche Prägung und



Von August 2009 bis Mai 2010 bot das Referat Behindertenseelsorge im Rahmen eines Pilotprojekts erstmals eine Ausbildung für „Begleiter in der Seelsorge für Menschen mit Behinderungen“ an. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Ausbildung erhielten die Teilnehmer ihr Zertifikat und ihre kirchliche Beauftragung.

kirchliche Einstellung kann nicht mehr wie bei Ordensleuten stillschweigend unterstellt werden. Die kirchliche „Großwetterlage“ hat sich auch dahingehend rapide verändert, dass der größte Teil der Mitarbeiter (wie auch in den Pfarrgemeinden) keine Beziehung zum Leben in der Kirche haben. Ein hoher kirchlicher Würdenträger und Funktionär des Deutschen Caritasverbandes zog daraus die Schlussfolgerung, dass kirchliche Sozialeinrichtungen „Lernorte des Glaubens“ für die Mitarbeiter sein müssten. Offen bleibt dabei zurzeit noch die Frage, von wem denn der Glaube zu lernen sei – zumal in den meisten Einrichtungen hauptamtliche Seelsorger (erst recht Priester) fehlen.

Für die Ausbildung von Nicht-Theologen zu seelsorglichen Begleiter/innen bedeutet dies eine Überforderung, zumindest aber eine grandiose Anforderung, wenn sie ihre Aufgabe in einem durchaus weltlichen Klima ihrer Einrichtung wahrnehmen und ernst nehmen sollen. Vor allem in kleineren Einrichtungen gibt es keine Mitarbeit von hauptamtlichen Seelsorger/innen. Bei der sinkenden Zahl von Priestern ist davon auszugehen, dass sie auch für die (geistliche) Leitung in den Einrichtun-

gen nicht mehr zur Verfügung stehen. Ist die Zuordnung der Priester zu den Gemeinden innerhalb der neuen pastoralen Großräume schon schwierig genug, so erst recht ihre konkret – praktische zu den kirchlichen Einrichtungen. Es wird deutlich, dass die strukturellen Veränderungen auch Auswirkungen auf das Verständnis von Seelsorge haben. Seelsorge muss neu buchstabiert werden. Zu beantworten ist auch die Frage, wer als Seelsorger zu bezeichnen ist und welche Aufgaben ihm zukommen.

Dabei sehe ich eine zweifache Schwierigkeit. Die erste scheint mir „von oben“ zu kommen: Als der „Pastoralaussschuss des Caritasfachverbandes Behindertenhilfe und Psychiatrie“ ein Diskussionspapier zur pastoralen Entwicklung in den Mitgliedseinrichtungen erarbeitete und dafür die Überschrift „Alle sind Seelsorger“ vorschlug, wurde ihm von höherer Stelle mitgeteilt, diese Formulierung sei nicht konsensfähig. Die neue Überschrift „Seelsorge geht alle an“ wurde akzeptiert.

Die zweite Schwierigkeit hatten die Teilnehmer des schon erwähnten Kurses. Sie taten sich durchweg schwer damit, ihre Arbeit als (zumindest kompatibel

mit) Seelsorge zu verstehen und sich selbst als Seelsorger zu bezeichnen. Erst die Auseinandersetzung mit der Perikope von der Aussendung der zweiundsiebzig Jünger (Lk 10, 1-9) bewirkte eine veränderte Sicht. Immerhin wird im Lukasevangelium deutlich, dass der pastorale Auftrag drei Aufgaben umfasst: „Bittet den Herrn der Ernte...“ (Liturgie), „heilt die Kranken“ (Diakonie) und „sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist nahe!“ (Martyrie). So war einsichtig zu machen, dass ein Christ, der in einer kirchlichen Einrichtung soziale Dienste übernimmt, in seinem beruflichen Tun dem nahe kommt, was den diakonischen Teil des pastoralen Dienstes ausmacht.

Unabdingbar notwendig aber scheint mir für die pastorale Entwicklung der Kirche eine Ausweitung des Seelsorgebegriffs und eine Rollendifferenzierung für die in der Seelsorge engagierten Mitarbeiter. Weder theoretisch noch praktisch ist eine Reservierung des Begriffs „Seelsorge“ für geweihte Amtsträger vertretbar. Um Missverständnisse zu vermeiden: Eine Kirche ohne Priester ist keine Kirche! Was aber sollen Gemeinden und kirchliche Gemeinschaften (und eben auch kirchliche Sozialeinrichtungen) tun, wenn die Mitwirkung

eines Priesters faktisch nicht gegeben ist und auch nicht gewährleistet werden kann? Spätestens hier muss über „Kleine kirchliche Gemeinschaften“, „Hauskirchen“ und „Basisgemeinden“ nachgedacht werden. In anderen europäischen Ländern und in weiten Teilen der Weltkirche ist man schon längst auf dem Weg der Umsetzung solcher Gedanken. Die Teilnehmer des Ausbildungskurses sehe ich als „Kundschafter“ neuer Wege, die dabei sind, Neuland zu betreten. Wie aber sollen sie diese Aufgabe (auch noch) meistern? Ohne „amtlichen“ Rückhalt geht das nicht!

Damit aber tut sich eine neue Frage auf. Wie stehen geistlich und pastoral engagierte Laien zu ihrer Kirche? Wie leben sie mit und in einer Kirche, die von Rissen durchzogen ist – Rissen zwischen oben und unten? Manche sprechen von einem horizontalen Schisma. In vielen Fragen denken Gläubige anders als ihre Kirchenleitung: in Fragen der Sexualmoral, zum Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen, bezüglich der Ökumene, zur Rolle der Laien in der Kirche und zur Ämterfrage. Engagierte Christen, denen Glaube und Kirche am Herzen liegen, sind sehr verunsichert, weil sie nicht wissen, ob sie in dieser Kirche einen Platz haben, ob ihre Ansicht zu wichtigen Fragen überhaupt gefragt ist. Wenn wir solche Menschen gewinnen wollen, dann müssen wir bereit sein, ernsthaft mit ihnen zu sprechen – auch mit der prinzipiellen Bereitschaft, von ihnen zu lernen.



Hermann Kappenstiel
Seelsorger und Rektor der Hauskapelle
im Stift Tilbeck in Havixbeck
Moderator des Priesterrates
im Bistum Münster
kappenstiel@bistum-muenster.de

Um zu beschreiben, wie es mir als Mensch und Priester in unserer Kirche angesichts der vielen und großen Veränderungen geht, möchte ich einen Text von Lothar Zenetti einfügen. Er begleitet mich schon seit längerem, und ich versuche, ihn zu beherzigen.

Die neue Hoffnung

Es ist nicht zu leugnen:
Was viele Jahrhunderte galt, schwindet dahin.
Der Glaube, höre ich sagen, verdunstet.

Gewiss, die wohlverschlossene Flasche
könnte das Wasser bewahren.
Anders die offene Schale:
Sie bietet es an.

Zugegeben, nach einiger Zeit
findest du trocken die Schale,
das Wasser schwand.

Aber merke:
Die Luft ist jetzt feucht.

Wenn der Glaube verdunstet,
sprechen alle bekümmert von einem Verlust.
Und wer von uns wollte dem widersprechen!

Und doch:
Einige wagen trotz allem zu hoffen.
Sie sagen:
Spürt ihr's noch nicht?

Glaube liegt in der Luft!

Es ist – so scheint mir – wie seinerzeit bei den Kundschaftern, die von ihrer Erkundung des Gelobten Landes zurückkommen. Die einen sagen: Das Land ist unendlich reich; wir werden dort gut und in Freude leben können. Und die anderen – sie sehen die „Riesen“-probleme, und die Angst lässt sie kapitulieren (vgl. Num 13/14).

Ich erinnere mich an eine Studientagung Jugendseelsorge in Dänemark vor fast dreißig Jahren. P. Ludwig Bertsch SJ war Hauptreferent zur Frage, wie eine zeitgemäße und menschengerechte Jugendseelsorge aussehen könne. Nach einer ausführlichen Analyse und einer äußerst nüchternen Lagebeurteilung waren wir sehr gespannt auf die praktischen Konsequenzen. Die fielen sehr knapp aus. Behalten habe ich das Schlusswort. Er zitierte seinen Ordensbruder Alfred Delp, der in dunklen Zeiten sagte: „Wir müssen uns auf jeden Fall in eine solche Verfassung bringen, dass die Dinge nicht deshalb scheitern, weil wir sie Gott nicht zugetraut haben.“ Und dann mahnte er einen geistlichen Dialog an – auch und gerade mit denen, die querdenken.

Kooperative seelsorgliche Begleitung

Seelsorge in Einrichtungen der Behinderten- und Altenhilfe, Krankenhäusern und Hospizen

Das seelsorgliche Angebot in den kirchlich getragenen Einrichtungen der Behinderten- und Altenhilfe, in den Krankenhäusern und Hospizen wird in absehbarer Zeit in Folge der fortschreitenden gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungsprozesse in seiner jetzigen Form nicht mehr aufrecht zu halten sein. Es droht, an einem Mangel an professioneller Seelsorge, einem Mangel an konfessionell gebundenen oder christlich motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Einrichtungen, aber auch an einem Mangel an interessierten Adressatinnen und Adressaten sowie einem Mangel an christlich motiviertem ehrenamtlichen Engagement im Umfeld der Einrichtungen zu kollabieren.

Die Dringlichkeit von Überlegungen zur Zukunftsfähigkeit der kategorialen Seelsorge in den Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens in katholischer Trägerschaft wird nachvollziehbar, wenn die Ursachen der prognostizierten Mangelsituation in den Blick genommen und die sich weiter verschärfenden Rahmenbedingungen jeder zukünftigen Entwicklung beschrieben werden.

Die nachvolkirkliche Umbruchsituation

Die epochale kirchliche Umbruchsituation zeigt sich markant in der abnehmenden Zahl des hauptberuflichen pastoralen Personals, langfristig sinkenden Kirchensteuereinnahmen sowie der sich stetig verringernden Zahl aktiver Gemeindeglieder. Diese Phänomene gelten als zentrale Indikatoren für ein Ende der volkirklichen Sozialgestalt der katholischen Kirche. Der damit verbundene Veränderungsprozess wird vor allem darin greifbar, dass die selbstverständliche generationelle Tradierung religiös geprägter Lebensentwürfe nicht mehr bruchlos stattfindet und die konfessionelle Bindung insgesamt und in den nachwachsenden Generationen besonders deutlich nachlässt. Die aktive Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ist immer weniger die Folge der Akzeptanz milieukonstitutiver sozialer religiöser Konventionen. Sie basiert stattdessen zunehmend auf individuellen und oftmals situativen Entscheidungsprozessen, die wesentlich davon geprägt werden, wann, wo

und wie der Einzelne kirchlich-seelsorglichen Angeboten, Dienstleistungen oder Hilfestellungen begegnet.

Die Entwicklung der Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens in kirchlicher Trägerschaft

Die sich verringernden kirchlichen Ressourcen und die veränderten Rezeptionsbedingungen des kirchlichen Angebotes haben komplexe Konsequenzen für die Struktur und Gestalt der territorial verfassten Gemeinden. Sie wirken sich ebenso vielschichtig auf die Gestalt des institutionell verfassten Engagements der Kirche im Sozial- und Gesundheitswesen aus. Viele der geschichtlich als Ausdruck tätiger Nächstenliebe oder eines christlich motivierten sozialen Engagements gegründeten Einrichtungen der Kranken- und Altenpflege, wie auch der Behindertenhilfe, befinden sich zu einem großen Teil auch aktuell noch in kirchlicher Trägerschaft. Gegründet und konzeptionell christlich geprägt wurden viele dieser diakonischen Einrichtungen im 19. Jahrhundert von praxisorientierten Pastoren oder kirchlichen Persönlichkeiten, „die handfeste Antworten auf die Nöte der Zeit suchten“¹. Personell getragen wurden sie im katholischen Bereich häufig von Frauen- und Männerorden oder ordensähnlichen Gemeinschaften. Die Hospize und die Hospizbewegung nehmen in diesem Zusammenhang eine Sonderrolle ein². Für die übrigen Einrichtungen lässt sich beobachten, dass sich viele der Orden und Gemein-

schaften aufgrund des anhaltenden Nachwuchsmangels und der daraus folgenden Überalterung zunächst aus der Trägerschaft der Einrichtungen und im zweiten Schritt aus der Seelsorge in den Einrichtungen zurückgezogen haben. Parallel dazu hat die Ökonomisierung und Professionalisierung des Sozial- und Gesundheitswesens zur Entwicklung von Trägerstrukturen oder Trägerverbänden geführt, die weitgehend säkularen Organisations- und Orientierungsmustern verpflichtet sind. Die konfessionelle Ausrichtung reduzierte sich zum Teil bis auf den Bereich der Titulaturen, die satzungsmäßige Verknüpfung mit kirchlichen Strukturen oder Funktionsträgern sowie auf die grundlegende Absicherung eines seelsorglichen Angebotes in der Einrichtung. Die seelsorgliche Versorgung wurde in diesem Prozess personell und finanziell zunehmend an die Ortskirchen übertragen.

Das Ende des volkirklich getragenen Seelsorgemodells

Lange bevor die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse in ihren radikalen Auswirkungen auf die kirchliche Verfasstheit deutlich erkennbar wurden, vollzog sich in den kirchlichen Einrichtungen des Sozial- und Gesundheitswesens der bereits angedeutete Prozess einer inneren und äußeren Säkularisierung. Als konstitutiver Bestandteil des öffentlichen Sozial- und Gesundheitswesens folgten die Einrichtungen notwendigerweise vorrangig dem Entwicklungsdruck der allgemein gültigen

ökonomischen, rechtlichen, medizinischen und pflegerischen Anforderungen. Über eine lange Zeit konnte sich das spezifisch konfessionelle Profil der jeweiligen Einrichtungen trotz dieser Säkularisierungsentwicklung vor dem Hintergrund der noch weitgehend intakten volkskirchlichen Rahmenbedingungen etwa im selbstverständlichen seelsorglichen Angebot realisieren. Die Seelsorge stützte sich dabei nicht nur auf die noch in ausreichender Anzahl zur Verfügung stehenden Ordensleute, Priester, Diakone oder andere pastorale Mitarbeiter, sondern ebenso auf die konfessionelle Verwurzelung des medizinischen, pädagogischen, pflegerischen und sonstigen Personals, wie auch nicht zuletzt auf die traditionellen

erodieren die Rahmenbedingungen und schwinden die Ressourcen, die dieses spezifische Profil konkret erlebbar und gestaltbar machen können. Der Rückgang der professionellen pastoralen Personalressourcen in den Diözesen als auch die veränderte kirchlich-religiöse Bindung des übrigen Personals, der Adressaten der Einrichtungen und der ehrenamtlich Engagierten im kirchlichen Umfeld der Einrichtungen fordern zu neuen Überlegungen heraus, wie der über die fachspezifische Professionalität der Einrichtung hinausgehende christliche Charakter der Einrichtung aufrecht erhalten oder neu gestaltet und damit die kirchliche Trägerschaft der Einrichtung gesellschaftlich und kirchlich gerechtfertigt werden können³.

» Das volkskirchlich basierte Seelsorgemodell lässt sich mittlerweile aufgrund der durchschlagenden kirchlichen Veränderungen weder praktisch noch theoretisch fortsetzen.



Formen ehrenamtlichen Engagements katholischer Christinnen und Christen etwa in den Krankenbesuchsdiensten. Darüber hinaus waren auch die Adressaten, Klienten oder Bewohner der Einrichtungen überwiegend konfessionell gebunden. Dieses selbstverständliche, volkskirchlich basierte Seelsorgemodell lässt sich mittlerweile aufgrund der durchschlagenden gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen weder praktisch noch theoretisch fortsetzen.

Das nachvolkskirchliche Profildilemma

Interessanterweise hat die innere Dynamik der im Zuge der Ökonomisierung und Professionalisierung allerorts entstandenen Qualitätsentwicklungsprozesse die Einrichtungen in den letzten Jahrzehnten zunehmend mit der Frage konfrontiert, welche sichtbare und messbare Bedeutung die katholische Trägerschaft der Einrichtung hat. Die Versuche, mit Hilfe oder im Rahmen von Leitbild-Prozessen das spezifisch konfessionelle Profil der Einrichtung als ein Alleinstellungsmerkmal zu beschreiben, haben die Einrichtungen allerdings in ein Dilemma geführt: Im gleichen Maße, wie die christliche Leitidee der Einrichtung beschrieben wird,

Das Integrationsproblem in großen pastoralen Gestaltungsräumen

Im Zuge der unvermeidlichen Neustrukturierung der territorialen Verfasstheit der Ortsgemeinden ergeben sich weitere Veränderungen, die das konfessionelle Profil der Einrichtungen und vor allem die Gestalt der Seelsorge beeinflussen werden. In naher Zukunft werden immer größere pastorale Gestaltungsräume entstehen, die kirchenrechtlich eine (Groß-)Pfarrei bilden. Unter ihrem organisatorisch-rechtlichen Dach müssen eine Vielzahl ehemaliger Territorial-Gemeinden, bisher als kategorial verstandene relativ autonome Gemeindebildungen, wie sie etwa in Krankenhäusern, Altenheimen und Behinderteneinrichtungen anzutreffen sind, sowie Gemeindebildungen an anderen kirchlichen Kristallisationsorten integriert werden. Unter diesem Aspekt ist auch das Verhältnis und die Beziehung zwischen den Einrichtungen und den Pfarreistrukturen sowie mehr noch die Beziehung zwischen der Seelsorge in den Einrichtungen und der Gemeindeseelsorge neu zu entwickeln.

Die seelsorgliche Situation in den Einrichtungen

Angesichts der prognostizierten sinkenden Anzahl des zur Verfügung stehenden Personals ist absehbar, dass auf Dauer weniger hauptberufliche Seelsorger mehr Aufgaben zugleich erfüllen müssen. Im Blick auf die Einrichtungen heißt das konkret, dass bisher nicht versorgte Einrichtungen auch in Zukunft nicht damit rechnen können, kirchlicherseits einen Seelsorger oder eine Seelsorgerin zur Verfügung gestellt zu bekommen. Das betrifft die wachsende Zahl der Alten- und Pflegeeinrichtungen sowie den gesamten Bereich der Behindertenhilfe, in denen bereits heute kaum hauptberufliche Seelsorger eingesetzt sind. Aber auch die bisher gut versorgten Krankenhäuser werden zunehmend weniger exklusiv von einem oder mehreren hauptberuflichen Seelsorgern betreut werden können. Immer häufiger wird im günstigsten Fall ein hauptberuflicher Seelsorger oder eine Seelsorgerin im Team einer Großpfarrei angesiedelt und zugleich für mehrere und für verschiedene Einrichtungen mit der Seelsorge beauftragt werden. Das hat notwendigerweise Auswirkungen auf Art und Umfang des möglichen seelsorglichen Angebotes in der einzelnen Einrichtung. Es darf vermutet werden, dass es sich aus der Not heraus auf die Spendung der Sakramente, einigermaßen regelmäßige Eucharistiefiern und auf den Einsatz in Extremsituationen von Sterben und Tod beschränken wird. Eine im Alltag der Einrichtung stattfindende individuelle seelsorgliche Begleitung der Bewohner wird kaum (noch) möglich sein.

Seelsorgliche Begleitung

Vor allem der individuelle Kontakt außerhalb der bereits eingetretenen Extremsituationen von Sterben und Tod, die Begegnung im Alltag, ist aber die unhintergehbare Voraussetzung dafür, dass das seelsorgliche Angebot mehr ist als ein religiöses Ornament für den Rest derjenigen, die sich schon immer oder immer noch der Kirche oder dem christlichen Glauben zugehörig fühlen. Dem Evangelium gemäß gelten die leib-

liche und seelische Sorge um die Alten, Kranken und Beeinträchtigten, um die Sterbenden, die Toten und um die um die Verstorbenen Trauernden als Werke der Barmherzigkeit, als Ausdruck der vom Glauben getragenen Nächstenliebe zu allen Menschen. Besonders in der Konfrontation mit den Grenzen und der Endlichkeit des Daseins durch Krankheiten, Beeinträchtigungen oder das eigene Sterben, stellen alle Menschen sich existenzielle Fragen nach dem Sinn ihres Lebens, nach ihrer Zukunft und ihrem Ende. Wenn es privilegierte Orte der Verkündigung der frohen Botschaft von der Menschenfreundlichkeit Gottes „mit und ohne Worte“ gibt, dann sind sie in der Begegnung mit Menschen in solchen Lebenslagen zu finden. Seelsorge bedarf der Möglichkeit der individuellen Zuwendung, der Zeit füreinander, der Geduld und des zugewandten Mitgehens. Eine solche Seelsorge ist immer an Menschen gebunden, die bereit sind, aus innerer Überzeugung sich selbst zur Verfügung zu stellen. Auch in Zukunft muss das seelsorgliche Angebot eine alltagsbegleitende Dimension⁴ haben, um als qualitativ voll gelten zu können. Unter nachvolksskirchlichen Bedingungen scheint aber gerade dieses „personale Angebot“ extrem gefährdet.

Lösungswege

Welches Fazit lässt sich aus dieser ansatzweisen Beschreibung der komplexen Problemlage ziehen? Wichtig scheint, die übergreifendere Frage nach dem konfessionellen Profil der Einrichtungen von der Frage nach der Seelsorge in den Einrichtungen in einem ersten Schritt deutlich zu unterscheiden. Die Frage, welche Auswirkungen die katholische Trägerschaft auf die Einrichtungen insgesamt hat, kann nicht auf die Frage nach dem Vorhandensein hauptberuflicher Seelsorger reduziert werden. Sie betrifft vielmehr die Frage nach den grundlegenden Wertvorstellungen, die alle Handlungsbereiche einschließlich der ökonomischen, medizinischen und pflegerischen Ausrichtung der Einrichtung prägen. In katholischen Einrichtungen ist deshalb nach Wegen zu suchen, wie die kirchliche Orientie-

rung, genauer das christliche Bild vom Menschen, die theologische Reflexion des Handelns „integraler Bestandteil der Unternehmensgestaltung“⁵ sein oder werden können. „Die Theologie ist in kirchlichen Sozialunternehmen nicht nur Beigabe, sondern deren Grundlage. Sie ist der Grund, auf dem der Unternehmenszweck ruht.“⁶ Ohne eine theologische Reflexion der gesamten Unternehmensgestaltung, die nicht normativ vorschreibt, sondern die normative Dimension in den Dialog mit den ökonomischen, medizinischen und pflegerischen Orientierungen einbringt, fehlt einem diakonischen Unternehmen die innere Ausrichtung. Wenn die kirchliche Trägerschaft der Einrichtungen keine unwesentliche Randnotiz sein soll, ist von allen Beteiligten in erheblichem Maß gefordert, „Neuland unter den Pflug zu nehmen“. Die angesprochenen Qualitätsentwicklungsprozesse bieten für diese Entwicklung gute Ansatzpunkte.

Auf der anderen Seite gibt es einen elementaren Zusammenhang zwischen dem konfessionellen Profil und der Qualität und Struktur der unmittelbar erfahrbaren Seelsorge in den Einrichtungen. Sie ist der sichtbare Ausdruck des christlichen Menschenbildes, das die Einrichtung prägt. Aber wo und wie findet sie statt? Wann, wo und wie begegnet der einzelne Bewohner, Klient oder deren Angehöriger einem personalen seelsorglichen Angebot, einer Dienstleistung oder Hilfestellung? Vor allem geht es um die zentrale Frage: Wer trägt das seelsorgliche Angebot in Zukunft?

Paradigmenwechsel: Kooperative seelsorgliche Begleitung

Auch unter volksskirchlichen Rahmenbedingungen wurde eine alltagsbegleitende Seelsorge nicht allein von hauptberuflichen Seelsorgern getragen, sondern ebenso von den medizinischen und pflegerischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Einrichtung sowie den unterschiedlichen ehrenamtlich engagierten Menschen in den Einrichtungen und in deren Umfeld. Wenn bereits die Existenz der jeweiligen



Einrichtung in ausdrücklich katholischer Trägerschaft ein Ausdruck der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe sein soll, dann ist eine alltagsbegleitende Seelsorge kein zusätzliches Angebot, sondern existenzieller Bestandteil der Einrichtung. Die Realisation und Pflege der seelsorglichen Identität der Einrichtung ist demnach nicht an einzelne Personen oder Personengruppen innerhalb einer Einrichtung delegierbar, sondern im eigentlichen Sinne eine Aufgabe der Institution als Ganzes sowie aller Beteiligten von der Leitung der Einrichtung bis zu den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der unterschiedlichen Professionen. Die gesamte Institution trägt dann die Verantwortung für die Ausbildung und Pflege ihrer christlich-katholischen Identität. Es geht um die Fortschreibung von Leitbildern und deren Umsetzung in die alltägliche Arbeit, die Entwicklung von Rahmenbedingungen und eine Kultur der Einrichtung, die allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Spielräume auch im religiös-spirituellen Bereich eröffnet.

Gleichwohl ist es um der Sache willen sinnvoll, die Sorge um die Seelsorge in der Einrichtung Personen zu übertragen, die für diese Aufgabe in besonderer Weise ausgebildet und

kirchlich beauftragt worden sind.

Dabei kommen drei Personengruppen in den Blick, die zum ausdrücklichen Träger der Seelsorge werden können:

- hauptberufliche pastorale Mitarbeiter, die in der Einrichtung arbeiten, zu diesem Zweck angestellt sind, oder zu deren territorialem Zuständigkeitsbereich die Einrichtung gehört;
- anteilig für seelsorgliche Aufgaben freigestellte hauptberufliche pflegerische oder sonstige Mitarbeiter, die über keine theologische oder pastorale Berufsausbildung verfügen. Vorbild und Orientierungsrahmen dafür kann das Kölner Modell der Ausbildung und Beauftragung von Begleitern in der Seelsorge für Menschen mit Behinderungen sein;
- freiwillig engagierte ehrenamtliche Mitarbeiter aus dem Umfeld der Einrichtung (Angehörige, Gemeindemitglieder, aus anderen Gründen engagierte Freiwillige). Hier kann etwa auf Erfahrungen aus dem so genannten Innsbrucker Modell zur Ausbildung und zum Einsatz von Ehrenamtlichen in der Krankenhausseelsorge zurückgegriffen werden.

Diese drei Personengruppen könnten mit unterschiedlichen Kompetenzen,

Rollen und Aufgabenstellungen die Trias einer qualitativollen Seelsorge in Einrichtungen darstellen. Voraussetzung für einen solchen Ansatz ist allerdings ein grundlegender Paradigmenwechsel. Eine Neukonstruktion der Seelsorge in den Einrichtungen kommt nicht umhin, die Hauptberuflichen zentrierter hinter sich zu lassen und das Konzept einer „kooperativen seelsorglichen Begleitung“ zu entwickeln, das von vornherein ein neu zu definierendes Zusammenspiel von hauptamtlichen pastoralen Mitarbeitern, so genannten Begleitern in der Seelsorge aus dem Kreis der hauptberuflichen Mitarbeiter der Einrichtungen und für ihre seelsorgliche Aufgabe ausgebildeten Ehrenamtlichen vorsieht.

Pilotprojekte

Zwei Pilotprojekte zur Ausbildung und Beauftragung so genannter „Begleiter und Begleiterinnen in der Seelsorge“ im Bereich der Behinderten- und der stationären Altenhilfe, die seit 2009 von der Abteilung Allgemeine Seelsorge und Gemeindeentwicklung geplant und durchgeführt worden sind, richteten sich zum einen an hauptberufliche pflegerische und pädagogische Mitarbeiter in der Behindertenhilfe und zum anderen an ehrenamtliche Mitarbeiter in Altenhilfeeinrichtungen. Diese Experimente haben gezeigt, dass es zurzeit noch hoch motivierte und interessierte ehren- und/oder hauptberufliche Mitarbeiter gibt, die sich im seelsorglichen Bereich engagieren möchten und die zum Teil seit längerem nach geeigneter Qualifizierung, nach fachlicher Begleitung und Austauschmöglichkeiten suchen.

Ausbildung für Begleiter in der Seelsorge

Grundsätzlich ist es denkbar, das Ausbildungsmodell für Begleiter in der Seelsorge auch auf die anderen Bereiche des Sozial- und Gesundheitswesens zu übertragen. Dazu ist zum Beispiel zu klären, ob die Freistellung von pädagogischen und pflegerischen Mitarbeitern in diesen Bereichen erreichbar ist oder ob es andere Berufsgruppen gibt, die eine seelsorgliche Tätigkeit mit ihren Aufgabefeldern vereinbaren

können. Sicherlich spielt dabei auch die Frage einer Refinanzierung solcher Stellen(anteile) eine wichtige Rolle. Dennoch ist darauf hinzuweisen, dass vor allem pädagogische oder pflegerische Mitarbeiter als Begleiter in der Seelsorge eine tatsächlich alltagsbegleitende Seelsorge gewährleisten können. Zudem bringen sie die feldspezifischen, auf die Zielgruppe bezogenen fachlichen Kompetenzen bereits mit. Sofern eine Freistellung von pädagogischen und pflegerischen Mitarbeitern in einzelnen Einrichtungen nicht erreichbar ist, aber auch in Ergänzung zur hauptberuflich getragenen Seelsorge, scheint die gezielte Qualifizierung, die Beauftragung und der Einsatz von Ehrenamtlichen als Begleitern in der Seelsorge zunehmend sinnvoll und notwendig.

Diese Situationsbeschreibung, die Problemanzeigen und die dargelegten möglichen Lösungsansätze sind ausdrücklich als Beitrag zu einer noch ausstehenden konzeptionellen Diskussion zu verstehen. Wenn die absehbare Entwicklung nicht passiv abgewartet werden soll, ist es jetzt notwendig, die aktuelle seelsorgliche Situation in den verschiedenen Einrichtungsformen zu reflektieren, die Gemeinsamkeiten, Unterschiede und möglichen Ressourcen herauszuarbeiten und damit die Rahmenbedingungen zu charakterisieren, auf die hin konstruktive Vorschläge zur Bearbeitung der längst eingetretenen Mangelsituation entworfen und erprobt werden können.

1 Fischer, Michael, Qualitätsmanagement für Caritas und Diakonie. Eine Standortbestimmung für kirchliche Sozialunternehmen, in: Stimmen der Zeit 4/2010, 253 – 265, 255.

2 Die Hospizbewegung ist wesentlich jüngerer Datums. Sie entstand im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts als Ausdruck bürgerschaftlichen Engagements und basiert bis heute wesentlich auf überkonfessionell motiviertem ehrenamtlichen Engagement.

3 Bemerkenswerterweise ist auch in nicht konfessionell getragenen Einrichtungen im Zusammenhang der Qualitätsentwicklungsprozesse die Frage nach einer Begleitung der Patienten oder Klienten über die medizinisch-fachliche Versorgung hinaus zu einer Qualitätsfrage geworden, die sich nicht nur im Umgang mit den ethischen Fragen medizinischen oder pflegerischen Handelns, sondern sich auch im Wunsch nach einem seelsorglichen Angebot der Kirchen unabhängig von der Trägerschaft der Einrichtung äußern kann.

4 Vgl. Lob-Hüdepohl, Andreas (2006): Begleiter/in in der Behindertenseelsorge. Mehr als ein pragmatisches Muss, in: Behindertenhilfe und Pastoral, Arbeitsstelle Pastoral für Menschen mit Behinderung der Deutschen Bischofskonferenz(Hrsg.), 09/2006, 38-43.

5 Vgl. Fischer, Michael, Das konfessionelle Krankenhaus. Begründung und Gestaltung aus theologischer und unternehmerischer Perspektive, Berlin 2009.

6 Vgl. Fischer, Qualitätsmanagement, 257.



Donatus Beisenkötter
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Abteilung Allgemeine Seelsorge /
Gemeindeentwicklung
beisenkoetter@bistum-muenster.de

Kirche unter den Menschen

Kleine Christliche Gemeinschaften in großen pastoralen Strukturen

Die Suche nach neuen Wegen für eine zukunftsfähige Pastoral konfrontiert mit dem Problem, dass eine neue Vielfalt der Formen und Orte, an denen der Glaube zukünftig erfahren und gefeiert werden kann, nur dann entsteht, wenn auch die mit „flächendeckenden“ volkswirtschaftlichen Vorstellungen verbundene Priester- und Hauptamtlichenzentriertheit, die Versorgungserwartung und die geringe Möglichkeit zur Partizipation überwunden werden. Der pastorale Ansatz, der in Deutschland unter dem Titel „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (KCG) diskutiert und ausprobiert wird, beinhaltet die Option für eine Kirche am Ort und in der Fläche, die von den Getauften getragen wird und partizipativ ist.

Der Abschied von einer „flächendeckenden Pastoral“ ist vor allem ein Abschied von einer „flächendeckenden Versorgung“. Aber trotz Konzil und Synode, trotz Pfarrgemeinderäten und Katechetenkreisen wird Pastoral immer noch viel zu häufig gedacht als von Priestern und Hauptamtlichen geprägtes Tun. Diese grundlegende Vorstellung pastoralen Handelns wird in vielen Fällen von der bisherigen überschaubaren Pfarrgemeinde übertragen auf die neue große Pfarrei in den durch Fusionen und Kooperationsverträgen zustande gekommenen pastoralen Strukturen. Mit der Veränderung, der Vergrößerung der pastoralen Strukturen muss sich aber auch die Weise des Kircheseins in diesen Strukturen verändern.

Sicherlich wird die Kirche auch in Zukunft lokale Strukturen benötigen, wo die Menschen wohnen und Beheimatung und Gemeinschaft suchen. Vielerorts sind aber die großen Strukturen ohne inhaltliche Veränderungen der impliziten „flächendeckenden“ Versorgungsvorstellungen umgesetzt worden. Entsprechend wird dann das alte System durch die Mithilfe von pensionierten und ausländischen Priestern und eine große Zahl von hauptamtlichen Laien aufrechterhalten. Aber das ist für die beteiligten Hauptberuflichen nicht lange durchzuhalten. Immer häufiger stehen deshalb Themen wie Überlastung oder „Burn out“ auf der Tagesordnung.

Lernen von der Weltkirche

Diese Probleme, vor denen die deutsche Kirche steht, sind – mit kulturellen und regionalen Unterschieden – innerhalb der Weltkirche nicht neu. In vielen Ländern wurden in den letzten Jahrzehnten für ähnliche Probleme kreative Lösungen gefunden und neue Wege ausprobiert.

In Deutschland steht hinter der Rede von „unserer Pfarrgemeinde“ oft noch der Traum, dass die territoriale kirchliche Einheit „Pfarrei“ in eins fällt mit der Gemeinschaft der Glaubenden auf diesem Territorium, mit der Gemeinde. Es ist nicht einfach der Traum von einer vielleicht dörflichen Idylle, in der mitten zwischen den Häusern die Kirche steht und der Pfarrer mit seiner (überschaubaren) Gemeinde die Grundvollzüge von Kirche praktiziert. Dieser Traum ist auch der berechtigte Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, den Glauben in einer überschaubaren Gemeinschaft zu leben, sich beheimatet zu fühlen in einer Gemeinde, in der jeder die anderen kennt. Folglich überwiegt nach dem Zusammenschluss mehrerer früherer Pfarrgemeinden die Trauer über die Anonymisierung und die abnehmende Bindungskraft der neuen Struktur. Die Pfarrei der Zukunft kann aber nicht zuletzt aufgrund ihrer Größe nicht mehr deckungsgleich mit Gemeinde sein, wenn sie es denn jemals war. In einer Großpfarre wird es stattdessen viele Gemeinden geben – Gemeinden mit und ohne Kirchengebäude.

In den Ortskirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas gab es aufgrund eines – verglichen mit der europäischen Situation – viel größeren Priestermangels innerhalb unvorstellbar weitläufiger Pfarreien von Anfang an die Gründung von Kapellengemeinden. Diese „Außenstationen“ konnte der Priester keinesfalls wöchentlich besuchen, um dort die Eucharistie zu feiern oder die Sakramente zu spenden.

Einen solchen Besuch gab es nur einmal im Jahr zum Patronatsfest. Die übrige Zeit im Jahr blieb die Kirche oder die Kapelle leer. In einer Pfarrei mit 50 bis 80 Außenstationen war dies nicht anders möglich. Wie kann in solchen priesterlosen Außenstationen der Glaube und das kirchliche Leben lebendig sein? Zunächst versuchte man es mit Katechisten, ausgebildeten ehrenamtlichen oder halbbehrenamtlichen Bezugspersonen, die auch Dienste wie Katechese, Beerdigung und die Leitung von Wortgottesdiensten übernahmen. Es zeigte sich aber, dass dadurch die Gemeinde und die Gemeindemitglieder selbst nicht aktiver wurden, sondern dass sie nur ihre Versorgungserwartungen auf diese Katechisten übertrugen, die als „Ersatzpriester“ erlebt und eingefordert wurden.

Nach dem Konzil setzte – angeregt durch die Kirchenvision von „Lumen Gentium“ und „Gaudium et spes“ – zeitgleich in Lateinamerika und Asien und bald auch in Afrika eine andere



Das Leben in der kirchlichen Gemeinschaft entwickelt sich neu, territoriale Strukturen werden aufgebrochen – wie in der Jugendkirche „effata“

Entwicklung ein. Die Gemeinden und Christen an den Kapellenstandorten verstanden sich nicht länger als zu versorgendes Pastoralvolk, sondern als aktive Gemeinde, die selbst Kirche vor Ort bildet, die selbst Verantwortung für das Glaubensleben übernimmt, die miteinander Kirche ist und die Grundvollzüge von Kirche lebt. Wie war das möglich?

Am Anfang stand die Bewusstseinsentwicklung, die Vision, nicht die Struktur.

Das Konzil war eine Versammlung von Bischöfen, und auch deren Umsetzung wurde von Bischöfen und Priestern in Gang gesetzt: Nach der Gewinnung und Ausbildung von Animatoren („Beseelern“), aktiven Christen aus den Gemeinden, die eine Sehnsucht nach „mehr“ Kirche hatten, wurden dezentral Menschen zu Seminaren, Glaubenskursen und Bibelarbeit zu der Frage eingeladen: Was ist die Kirche? Wie kann Kirche lebendig sein? Was will Christus von uns als Getauften hier vor Ort? Durch diese „Bewusstseinsprogramme“ (awareness-programs) wurden die Menschen mitgenommen auf einem Weg, miteinander eine Vision, einen Traum von Kirche zu entwickeln. Die Sehnsucht nach einer partizipativen, spirituell basierten und sozial aktiven

Art von Kirche – so stellte man fest – war tief in den Herzen der Menschen vorhanden, und sie entsprach ganz dem, was das II. Vatikanische Konzil verkündete: Jeder Getaufte und Gefirmte ist Teil der Kirche, berufen und begabt, sich in ihr einzubringen. Die Gabe jedes Einzelnen wird gebraucht und wertgeschätzt. Christus will die Mitte dieser Kirche sein und sich erfahren lassen in der Gemeinschaft, im Wort der Schrift, im Dienst am Nächsten und in der gefeierten Eucharistie. „Gottes Geist hatte das schon in die Herzen der Menschen gelegt“, resümierte ein indischer Bischof die Entwicklung, „und wir Priester (und Hauptamtlichen) mussten uns dazu bekehren, daran zu glauben, dass der Heilige Geist auch dort wirkt, wo wir nicht selbst dabei sind.“

In allen südlichen Kontinenten wurde entdeckt, dass Kirche erfahrbare Gemeinschaften vor Ort braucht – auch unterhalb der Kapellengemeindestruktur. Es wurden geografisch strukturierte Bereiche gebildet, die jeweils einen sozialen Nahraum von Menschen in der Nachbarschaft abdeckten. Die Getauften in diesen Nahräumen trafen sich in „Kirchlichen Basisgemeinschaften“ oder „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“. Diese Struktur macht es bis heute möglich, dass jeder weiß, zu welcher

Gemeinschaft er gehört (wenn er mitmachen will), dass die Gemeinschaft in diesem Sozialraum Beziehungen aufbauen und pflegen und sich sehr konkret die Frage nach ihrer Sendung in diesem konkreten nachbarschaftlichen Bereich stellen kann. Diese Gemeinschaften wissen um die konkreten Bedürfnisse und Nöte der Menschen in ihrem Bereich, weil die Mitglieder mit offenen Augen durch die Straßen und in die Häuser dieses Bereiches gehen.

Diese Kirchlichen Basisgemeinschaften / Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG) sind grundlegend durch vier Elemente charakterisiert:

Gemeinschaft im Nahbereich / in der Nachbarschaft

Meist ist dieser Nahbereich ein Territorium, in dem 40 bis 50 katholische Familien wohnen, von denen 5 bis 20 in der Gruppe mitmachen. Die Gruppe ist offen für alle. Es gibt eine gewisse Fluktuation. Man trifft sich wöchentlich oder vierzehntägig in einem Privathaus für eine Stunde. Die Mitglieder verstehen sich als Brüder und Schwestern im Glauben. Es geht nicht um Kuscheligkeit, sondern um Kirche sein. Konflikte und Spannungen zwischen den Menschen dürfen sein. Die Menschen machen die Erfahrung: Christus schafft die Gemeinschaft. Es



Auch im Bistum Münster – hier die Bischofsstadt – werden die pastoralen Räume größer.

muss nicht erst die Gemeinschaft da sein, um miteinander zu beten und in der Bibel zu lesen, sondern umgekehrt.

Christuszentriertheit: Spiritualität, die zur Christusbegegnung führt (besonders im Bibel-Teilen)

Ein Grundelement der Gemeinschaften ist das gemeinsame Lesen in der Bibel und das gemeinsame Gebet. Ohne Menschen mit einer gesunden, nicht frömmelerischen, sondern auf einer in der Gemeinschaft gemachten Gotteserfahrung beruhenden Spiritualität wird es in Zukunft keine Kirche geben. Das Bibel-Teilen in sieben Schritten hat sich dabei als einfacher, aber nicht simpler Weg herausgestellt, Christus in der Schrift und der Gemeinschaft zu begegnen. Das Bibel-Teilen ist eine laikale Liturgie, in der jede/r Leitung übernehmen kann. Die in der Methode des Bibel-Teilens vorgesehene Frage nach der gemeinsamen Sendung im sechsten von sieben Schritten führt systematisch zum nächsten Charakteristikum.

Soziales und kirchliches Handeln

Die Gruppe entdeckt ihre Sendung für ihren konkreten Lebensraum und übernimmt Dienste im sozialen und kirchlichen Bereich. Das reicht von Krankenbesuchen und konkreter Nachbarschaftshilfe bis hin zu Katechese oder Begleitung eines Katechumenen. In Vernetzung mit anderen Gemein-

schaften kann es sich auch um Dienste oder größere Projekte für die Kapellengemeinde oder die Pfarrei handeln. Die Gemeinschaft übernimmt (im Wechsel mit anderen) Dienste in der Pfarrei (wie etwa Kircheputzen, Vorbereitung der sonntäglichen Liturgie) oder entsendet Mitglieder in Diensteteams, die besonders geschult werden (beispielsweise Beerdigungsdienst, Finanzen, Vorbereitung größerer Aktionen).

Die Verbindung mit der Pfarrei und damit mit der ganzen Kirche

Über die Einheit schaffende Eucharistiefeier hinaus gibt es eine Vernetzungsstruktur sowie ein System der Weiterbildung und der dauernden Bewusstseinsbildung. Wer etwa die Bedeutung der Bibel für sein alltägliches Leben entdeckt hat, will mehr über die Bibel wissen. Seminare, Schulungen für die Mitglieder und für konkrete Dienste werden notwendig. Absprachen werden in Vernetzungsstrukturen getroffen, in die jede Gemeinschaft ein oder zwei auf Zeit gewählte Vertreter entsendet. Eine Pfarrei mit 30 000 Getauften und zwei Priestern kann beispielsweise durchaus 38 (Kapellen-) Gemeinden haben mit insgesamt 290 Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Hochvernetzt und hochaktiv: Allein im Erzbistum Seoul, Südkorea, gibt es 20 000 KCGs. Leitung ist in einer so gestalteten komplexen Struktur sehr wichtig. Der

Priester nimmt seine Leitung wahr als Dienst an der Gemeinde, als Dienst an der Einheit. Bei ihm und allen anderen, die Leitungsfunktionen wahrnehmen, soll es eine an Jesus orientierte Weise der Leitung sein: ein partizipatorischer, animierender, inspirierender, mit in die Verantwortung nehmender und nicht-dominierender Leitungsstil.

Und in Deutschland?

Die hier in Kürze aufgezeigte Grundstruktur des pastoralen Ansatzes (in Asien wurde er unter dem Namen „Asiatischer integraler pastoraler Ansatz – AsIPA“ von den Bischöfen 1990 als Grundmodell der Pastoral beschlossen) findet in den vielen Ländern und Diözesen, in denen er heimisch geworden ist, eine sehr unterschiedliche konkrete Ausformung. Der Ansatz bedarf immer der Inkulturation: Wie muss ein Bewusstseinsprogramm in diesem konkreten gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext aussehen? In welcher Hinsicht sind die Menschen in dieser Diözese/Pfarrei schon in einer partizipativen Richtung unterwegs? Woran können sie anknüpfen? Wie konkret sieht die gemeinsame Vision von Kirche (nicht nur die der Hauptamtlichen) in dieser Pfarrei/Diözese aus? Der Prozess der gemeinsamen Visionsentwicklung steht grundlegend am Anfang des Weges. Es geht um Kirche-

sein, nicht um Gruppengründung. Erst wenn deutlich ist, wie die beteiligten Menschen Kirche sein wollen, kann auch über die dazu nötigen Strukturen nachgedacht werden. Danach geht es um Methoden, Seminarformen, zu erlernende Fähigkeiten und vieles mehr.

Begriffsprobleme

In Deutschland erweist es sich immer wieder als ein Problem, dass sich für diesen pastoralen Ansatz der Begriff „Kleine Christliche Gemeinschaften“ eingebürgert hat. Es ist ein Begriff der Struktur, der nicht deutlich macht, dass es um mehr geht als um ein Gruppenprinzip. Es geht um einen pastoralen Weg, nicht primär um eine Methode, Gruppen zu gründen.

Zudem meinen viele Gemeindegruppen, dass auch sie kleine christliche Gemeinschaften seien, weil sie gute Gemeinschaften, christlich und (oft vor allem) klein sind. KCG ist aber ein sehr spezifisches Markenzeichen, das Gemeinschaften bezeichnet, die sich als Kirche im gemeinsamen sozialen Lebensraum verstehen, und die nach den oben genannten Elementen funktionieren. Auch kommt immer wieder eine Verwechslung mit neuen geistlichen Bewegungen vor. Es geht aber nicht um eine spezielle Weise der Spiritualität, für die man zu speziellen Treffen mit Gleichgesinnten fährt, sondern um „Mystik für alle“, um gemeinsames Gemeindesein vor Ort. Die Bezeichnung „Kirchliche Basisgemeinschaften“ (basic ecclesial communities) wäre vielleicht verständlicher, hat sich aber vermutlich aus Angst vor einem Missverständnis des für manche belasteten Wortes „Basis“ nicht durchgesetzt.

Erfahrungswerte

Die Erfahrungen in Deutschland zeigen, dass es praktisch nicht möglich

ist, bestehende Gruppen zu KCGs zu machen. Der „genetische Code“, also der ursprüngliche Grund der Gruppengründung wird immer bleiben, und der ist in der Regel nicht der, Kirche vor Ort sein zu wollen. Auch mit der Gründung von Bibel-Teil-Gruppen zu beginnen, hat sich nicht bewährt. Unter diesem Vorzeichen finden sich in der Regel biblisch und spirituell interessierte Gemeindeglieder zusammen, die in diesen Gruppen ihr durchaus berechtigtes Anliegen der Befriedigung ihrer spirituellen Bedürfnisse realisieren wollen. Diese Gruppen haben häufig Schwierigkeiten mit dem Schritt „Handeln/Sendung“, strukturieren sich nicht nach geographisch-sozialräumlichen Gesichtspunkten und werden nicht als nach außen erkennbare Substruktur von Pfarrei oder Gemeinde aktiv.

Der Weg zu einer neuen, zukunftstauglichen Weise des Kircheseins ist nicht einfach. Er braucht Geduld, Lernbereitschaft, Fehlerfreundlichkeit, Vertrauen auf die Fähigkeiten der Getauften und vor allem Vertrauen auf den Heiligen Geist, der dahin führt, wohin er will.

» Der Weg zu einer neuen, zukunftstauglichen Weise des Kircheseins braucht Geduld, Lernbereitschaft, Fehlerfreundlichkeit und Vertrauen.

Die Entwicklung einer zukünftigen Kirche ist ein spiritueller Prozess, der mit Gebet und Bibel-Teilen in den Dienstbesprechungen der Pfarr- und Seelsorgeamtsteams und in den Pfarrgemeinderatssitzungen anfängt. Es gibt für Kleine Christliche Gemeinschaften in Deutschland keine eindeutige Bastelanleitung. Aber es gibt eine bundesweite Lernvernetzung, durch die Interessierte und Engagierte und inzwischen auch viele Seelsorgeämter in Kontakt sind. Wichtig ist dabei die Website www.kcgnet.de. Es gibt noch keine großen KCG-Bäume in Deutschland, aber doch schon viele hoffnungsvolle kleine Pflanzen.

Kontakt im Bistum Münster:
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Hauptabteilung Seelsorge
Referat Weltkirche
Hans-Georg Hollenhorst, missio-Referent
Domplatz 31, 48143 Münster
Telefon 0251 495-6366
hollenhorst-h@bistum-muenster.de



Dieter Tewes
Leiter des missio-Projekts
„Gemeindeentwicklung und Spiritualität –
Kleine Christliche Gemeinschaften
in Deutschland“,
Mitglied im Nationalteam
Kleine Christliche Gemeinschaften
d.tewes@bistum-os.de

Jenseits des Jordans

Den Übergang gestalten

In den nächsten Jahren wird sich entscheiden, ob aus den radikalen Umbrüchen, in denen sich die katholische Kirche in Deutschland befindet, Abbrüche oder Aufbrüche werden. Das Bistum Hildesheim ist schon „durch das Tal der Tränen gegangen“, weil dort die Abbrüche viel früher begonnen haben. Die gesellschaftliche Marginalisierung der Kirche zu einer Diasporagröße von acht bis zehn Prozent der Gesamtbevölkerung hat viel früher als in anderen Bistümern stattgefunden. „Wir können Seismograph sein, weil wir viele Fehler, die man machen kann, gemacht haben. Die müssen sich nicht wiederholen“, erläuterte Martin Wrasmann, stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Pastoral und Referent für Weiterentwicklung pastoraler Strukturen im Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim, beim zweiten „Best Practice-Tag“ in Münster im Juni 2010 zum Thema „Pastoral der Zukunft“. Wir fassen Teile seines Vortrags zusammen.

Weil strukturelle Veränderungen nötig seien, sollte nach dem Willen des Bischofs von Hildesheim das gesamte Bistum bis 2014 „durchfusioniert“ werden. Wir haben zunächst inhaltliche Gründe vorgeschoben und gesagt, es gehe um kooperative Pastoral. Wenn die Gemeinden zusammenarbeiten, würde alles viel einfacher und viel besser werden. Ungefähr sechs Monate haben wir die Fusionen inhaltlich verteidigt und behauptet, sie seien im Dialog mit den Pfarrgemeinden entstanden. Dann hat die Basis uns gestoppt und gesagt, wenn ihr nicht anfangt, die Wahrheit zu sagen, werden wir überhaupt nicht mehr mitgehen.

Dann haben wir die Wahrheit brutal formuliert: Wir sind pleite, wir haben kein Personal, der Gläubigenmangel ist eklatant. Die Frage, wie wir gesellschaftlich anschlussfähig bleiben, wird schon gar nicht mehr gestellt, weil wir, wenn sich nichts ändert, nicht mehr anders können, als danach Ausschau zu halten, wer als Letzter das Licht ausmacht. Zugleich haben wir wahrheitsgemäß gesagt, die Fusionen sind notwendig, um der Struktur zu entsprechen, die der Bischof gesetzt hat: Pro Pfarrei soll es nur noch einen Pfarrer geben. Ein Diaspora-Bistum wie das unsere hat von 363 Pfarreien auf 120 reduziert, ebenso wurden in den letzten zehn Jahren die Pfarrerstellen von 363 auf 120 reduziert. Inzwischen haben wir festgestellt, dass wir zwar versucht haben, die Wahrheit

zu sagen. Aber das war nur die Wahrheit, die wir zunächst gesehen haben. Die richtige Wahrheit erkennen wir jetzt: Wir haben 120 Pfarreien in einer Größenordnung von 1 500 bis 17 000 Gemeindemitgliedern, ab 2015 aber nur noch etwa 75 Pfarrer für diese Pfarreien.

Wege des Übergangs gestalten

Wir erkannten, dass wir, damit es weitergeht, klaren Wein einschenken mussten. Im Bistum Hildesheim haben wir bereits im Jahre 2005 die Entscheidung getroffen, wie sie im letzten Jahr Erzbischof Robert Zollitsch formuliert hat: „Wir führen nicht mehr weiter, was nicht weiterführt.“ Das heißt, deutlich und klar zu sagen, wie die Prioritäten aussehen, was sein soll und was wir lassen können.

Das Bistum Münster scheint dagegen finanziell nach wie vor so aufgestellt zu sein, dass die Vorstellung, man müsste irgendetwas aus Geldnot ändern, noch nicht überall vorhanden ist. Das ist aber eine wesentliche Bedingung. Wir haben im Bistum Hildesheim viele Veränderungen vorgenommen. Wenn es die Frage nach Gläubigenmangel, Bedeutungsmangel, Geldmangel und Personalmangel nicht gegeben hätte, dann hätte sich nichts geändert. Not macht erfinderisch, und aus dieser Not heraus zu gestalten, ist nicht verwerflich. Darum ist mein erster Impuls an die Kirchen-

Leitenden, an diejenigen, die in den Pfarreien verantwortlich sind, dass wir Stoppschilder aufstellen. Stoppschilder, die uns zur Besinnung rufen und den Prozess des „immer weiter so, nur in anderen Strukturen“ stoppen. Wenn wir glauben, dass wir das alles schon deshalb besser organisieren können, wenn wir die Räume größer machen, ist das ein Irrtum. Wenn wir glauben, dass sich etwas ändert, wenn wir die Geldmittel nur anders verteilen, halte ich das für einen Irrtum. Wir brauchen Stoppschilder, die uns darauf hinweisen, darüber nachzudenken, was unser Auftrag in der Kirche und der Welt von heute ist. Diese eine Welt ist uns anvertraut, um sie als Kirche zu gestalten. Wir stehen an einem neuen Anfang. Haben wir die Kraft und die Chance, Kirche in dieser Welt neu zu entwickeln?

Das Leitmotiv im Bistum Hildesheim lautet: „Wir gehen über den Jordan.“ Die biblische Geschichte erzählt von den Kundschaftern, die vor dem gelobten Land sitzen und losgeschickt werden, um zu schauen, wie das Land beschaffen ist (Num 13). Sie kamen zurück und haben tolle Sachen erzählt, die sie erlebt haben. Aber die Skepsis derer, die auf sie gewartet haben, war so hoch, dass das Volk Israel 40 Jahre lang vor dem gelobten Land wartete und nicht über den Jordan ging. Der Jordan ist der Weg in das Land der Verheißung. Für mich ist er der Weg in die neue Welt,

die wir aufgeschlossen haben und die sich in dieser Form als Kirche darstellt.

Ein Veränderungsprozess des „Kirche-Seins“

Schon als ich 1972 in den Pfarrgemeinderat kam, sagte mir der Pfarrer: „Wir haben drei Probleme, die wir lösen müssen: Die Gottesdienst-Besucherzahlen gehen zurück, wir haben keine Priester mehr, und wir wissen nicht, wie die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation erfolgen soll.“ Knapp 40 Jahre später fallen die Appelle nicht anders aus. Wir tun immer noch so, als würde der Prozess einfach weitergehen. Aber wir haben in anderthalb Generationen in der Weitergabe des Glaubens nicht viel erreicht. Wir sind längst von einem Christentum des Erbes zu einem Christ-Werden aus Berufung gekommen. Die Erbschaftsform, die eigenen Kinder sonntags zum Gottesdienstbesuch zu ermutigen, haben viele Eltern seit langem aufgegeben.

Das Bistum Hildesheim hat nach jüngster Zählung der Gottesdienst-Besucher den letzten Tabellenplatz an das Bistum Essen abgegeben. Das ist aber nicht mehr als ein Zahlenspiel, denn wirklich besser sind wir nicht geworden. Wir können zehn Prozent bei Gottesdienst-Besuchern vorweisen. Aber was ist mit den anderen 90 Prozent? 90 Prozent, die uns finanzieren, 90 Prozent, die gespeist sind von Hoffnung und Sehnsucht, von Trauer und Angst, von Zweifel und Beklemmung. 90 Prozent, die wir mit der Botschaft des Evangeliums nur schwer erreichen.

Wir erreichen sie zumindest nicht mehr über die Struktur einer Pfarrgemeinde. Die hatte in den 1980er Jahren ein klares Modell: Wer mitmachte, hat Gemeinde erlebt. Die anderen wurden in unterschiedlichen Formen gefangen, sei es beim Frühschoppen nach dem Gottesdienst oder beim Gemeindefest. Dieses Modell war zu einer bestimmten Zeit genau richtig: die Kirche als Pfarr-Familie. Es hat aber nicht die Bindekraft gehabt, die wir erhofft hatten.

Ich glaube, das lag daran, dass wir immer gedacht haben, die Hauptsache sei eine Messe sonntags um zehn, wenn möglich mit dem gleichen Priester. Das Erbe des Herrn ist aber die Eucharistiefeier für alle. Wir feiern die Eucharistie eigentlich nur noch für wenige, weil die Kranken nicht da sind, weil die Arbeitslosen nicht da sind, weil die Behinderten nicht da sind und weil die Menschen mit gebrochenen Lebensbiographien oft nicht da sind. Dies ist daher nicht die Feier der Eucharistie als Feier für alle. Aus der pfarrgemeindlichen Kultur hat sich eher so etwas wie der heilige Rest herausgeschält.

Eine neue Kultur der Berufung und Charismenorientierung

Wir haben in unseren Pfarrgemeinden einen hohen Rückgang an Ehrenamtlichen. Gleichzeitig weisen unsere Sozialverbände, Caritas-Verband und diakonisches Werk, steigende Zahlen auf. Der Grund dafür ist ganz einfach: In den Sozial-Verbänden, nicht nur den kirchlichen, kommt dem Ehrenamt in hohem Maße Verantwortung, Beteiligung, Würdigung, zeitliche Befristung und Begleitung zu. In der

Gemeinde werden die Ehrenamtlichen schnell zu Allroundern: vom Gartenteam über Lektorentätigkeit bis zum Pfarrgemeinderat oder Kirchenvorstand. Der gereichte kleine Finger wird sofort als Ganzkörperangebot verstanden.

Bei den letzten Wahlen im Bistum Hildesheim konnten wir viele unserer Gremien nicht mehr satzungsgemäß bilden. Die Leute wollen nicht mehr. Der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in Berlin hat 2005 (Jahr des Ehrenamtes) ermittelt, wie das typische Bild des deutschen Ehrenamtlichen aussieht. Während in den Kirchen die meisten Ehrenamtlichen weiblich, über 60 Jahre alt und in der nachfamiliären Phase sind, beschreibt der Deutsche Verein den typischen Ehrenamtlichen als weiblich, zwischen 30 und 40 Jahre, verheiratet, berufstätig und mit zwei Kindern. Wo sind diese Menschen, diese Frauen in unseren kirchlichen Zusammenhängen? Ohne Frage läuft hier etwas falsch. Frauen in dieser Lebenssituation sind super organisiert. Sie würden auch noch vier Stunden zusätzlich ehrenamtlich arbeiten. Die schaffen das in der Regel sogar mit viel Kraft. Solche Charis-



Weniger junge Priester bei wachsenden Herausforderungen der Weitergabe des Glaubens kennzeichnen die heutigen Rahmenbedingungen.

men zu nutzen, sie zu sehen, sie nicht auszubeuten, sondern hereinzuholen als eine Lern-Chance für uns, als eine neue Erfahrung, ist eine der vorrangigsten Aufgaben, die uns gestellt sind.

Es braucht eine neue Kultur der Berufung und der Gabenorientierung. Wir haben in einer Pfarrgemeinde einen Kinderladen für die Unterstützung von Kindern aus Hartz IV-Familien entwickelt. In den vier Kirch-Orten dieser Pfarrei haben wir gesagt, dass wir Ehrenamtliche bräuchten, sonst gehe das nicht. Niemand hat sich gemeldet. Daraufhin haben wir eine Annonce in die Zeitung gesetzt. 25 Gemeindemitglieder haben sich gemeldet, aber aus ganz anderen Kontexten als üblich.

Wir haben in unserem Bistumsteil von Niedersachsen 20 Palliativ- und Hospiz-Netze. An dreien ist die katholische Kirche beteiligt. Wenn Sie diese Hospiz-Netze anschauen, sehen Sie sehr viele Christinnen und Christen, die außerhalb von Kirche ihr Engagement in so lebensnahen, lebensgestaltenden und auch lebensbedrohlichen Feldern suchen. Dort wirken sie als Christen und

verkünden „unkirchlich“ die Botschaft des Evangeliums. Es muss uns zu denken geben, wenn die zentralen Themen von Tod und Trauer, von Auferstehung und Leben gesellschaftlich professioneller und beziehungsnahe behandelt werden als bei uns in der Kirche.

Die Charismen zu entdecken, zu fördern und zu begleiten, wird eine der zentralen Aufgaben der Priester und Hauptberuflichen werden. Dabei brauchen wir für unsere Antworten auf die Zeichen der Zeit die Charismen von allen, auch von denen, die wir noch suchen. „Es ist Zeit für Spinner“, heißt es in einem Lied von „Revolverheld“. Es ist Zeit für die Querdenker. Es ist Zeit für die Verrückten, für die, die was verrücken in dieser Kirche, die nicht alles auf den Kopf stellen, aber vielleicht manches gerade rücken. Diese Aufgabe wird eine der Bastionen der Zukunftsfähigkeit von Kirche sein. Wenn wir dann noch lernen, auch innerhalb von Kirche dieses Ehrenamt zu würdigen, nicht nur mit einem „vergelt's Gott“, sondern in der Sprache der Würde, der Anerkennung, der Beziehung und der Zuwendung, dann werden wir den

Paradigmenwechsel des Kirche-Seins so entwickeln, dass es zu einem ganz neuen Kirchenbild kommen wird.

Von einer pfarrgemeindlichen Kultur zu einer Pfarrei als Netzwerk kirchlicher Orte

Das größte Dekanat im Bistum Hildesheim (Stadtdekanat Hannover, 160 000 Gläubige) und das kleinste (Verden, 16 000 Gläubige) sollen sich beide nach der gleichen Ordnung organisieren. Wir haben oft nur ein Denkmodell, wie Kirche sein kann: Pfarrgemeinde mit Gottesdienst und Katechese. Diakonie haben wir weitestgehend schon an die Caritas delegiert. Ein großer Teil unserer Pfarreien liegt bereits im „diakonischen Koma“. Sie sind sozusagen in der Hilfsbereitschaft eingeschlafen.

Deshalb ist es wichtig, dass wir die Entwicklungen differenziert gestalten. Wengleich die Fragen in Münster und Borken die gleichen sein können wie in Riesenbeck und Ibbenbüren, müssen die Antworten andere sein. Dort, wo wir geballte Katholizität haben, wird man sich nicht so schnell weiterentwickeln können wie in Räumen mit sehr disparaten, hoch differenzierten sozialen Prozessen. Wenn wir den Weg über den Jordan gegangen sind, werden wir in diesen Prozessen immer wieder neu entdecken: Überall leben Christen aus und mit Profil.

Kirche in Reichweite

Durch die strukturellen Maßnahmen der Bistümer entstehen Räume, die zu einer neuen Aufgabenverteilung und Gestalt der Pfarrei und ihrer Gemeinden führen. Wir haben im Bistum Hildesheim 2004 direkt mit Fusionen unserer Pfarreien begonnen. Aus einem sehr einfachen Grund: Seit 1995 waren so genannte Seelsorgeeinheiten gebildet worden. Wir haben diese Struktur evaluiert und ausgewertet, und die Verantwortlichen haben gesagt: Es gibt „eine Überdrehung von Strukturen und keine klaren demokratischen Verhältnisse“. Diese Struktur war dem Versuch geschuldet, auf größerer Ebene unter



Besonders Innenstadtgemeinden stehen vor der Herausforderung wechselnder Milieus.

möglichst vielen Partizipationsargumenten das Gewohnte am Laufen zu halten. Es wurde nicht gefragt: Muss eine lokale Kirchenentwicklung nicht ganz anders aussehen? Muss sie nicht die Frage nach Gremien ganz neu stellen? Wir haben erlebt, dass von unseren 120 Pfarrverbänden 95 Prozent gesagt haben, dass sie nicht funktioniert haben. Fünf Prozent, das waren die gelungenen in diesem Prozess, haben sofort eine Zusammenführung der Pfarrgemeinden beantragt: Sie führt die Gremien zusammen, es macht die Abläufe schneller und enger, es verdichtet die Kommunikationsebenen und es lässt sich anders mit der Frage des Ehrenamtes umgehen.

Auch der Gemeinde-Begriff wird aufgeknackt. Es geht nicht mehr um eine Gemeinde, sondern um eine Pfarrei mit mehreren Gemeinden. Das meint nicht nur die Orte, an denen die Kirchen stehen. Bisher haben wir in unseren Pfarrgemeinden unsere kirchlichen Einrichtungen immer subsidiär betrachtet. Der Kindergarten ist der Kindergarten der Pfarrgemeinde. Wenn die Kindergarten-Eltern sonntags zur Kirche kamen, waren die Beschwerden groß: Sie kommen sowieso nur Erntedank, Weihnachten, Ostern und zum Schulanfang. Wir müssen unsere Kindergärten, unsere Krankenhäuser und Altenheime zu Orten der Kirche weiterentwickeln. Als Diasporakirche plädieren wir dafür, sie als eigene kirchliche Orte ernst zu nehmen. Die Pfarrei als Netzwerk bindet auch den Kindergarten, die Beratungsstelle, die Schule, das Altenheim, das Krankenhaus und selbstverständlich die kleine christliche Gemeinschaft mit ein. Es ist entscheidend, all diese verschiedenen Orte in einem Raum so zusammen zu bündeln, dass Synergieeffekte geschaffen werden. So wird dargestellt, was katholische Kirche in diesem Raum ausmacht.

Unsere Pfarreien tun sich damit sehr schwer. Sie sagen, das verwässere. Unsere Kirchorte, die, die nicht Pfarreien sind, tun sich ebenfalls damit sehr schwer. Sie sagen, damit käme ein Anspruch an sie heran, den sie bisher noch gar nicht hatten. So haben sie sich selbst

noch gar nicht gesehen. Man kann eben Erzieherinnen nicht einfach als Transporteure des Glaubens im Rahmen ihrer pädagogischen Ausbildung mit „einkaufen“. Dazu bedarf es eines guten Maßes an Fortbildung und Begleitung.

Kirche für Beginner

Wir werden anders von Gott und Jesus reden müssen. Wir werden uns vor allen Dingen darüber austauschen müssen, was diese Glaubenssubstanz für uns selbst bedeutet. Es geht um eine neue katechumenale Kultur, eine Kultur des Anfangs.

Wie gestalten wir Beginner-Situationen? Eine für uns im Bistum wichtige Frage, weil wir derzeit 60 Kirchen identifiziert haben, die wir schließen müssen. Sollen wir sie einfach abbauen und abreißen oder haben wir die kreative Kraft, neue Möglichkeiten der Gestaltung zu finden? Wir haben beispielsweise in Hannover, mitten in der Stadt im Stadtteil Linden, einem Arbeiterviertel und Migrations-Ballungsraum, eine Kirche aus dem normalen Gemeindekontext herausgenommen und sie zur Sucher-Kirche gemacht. Eine Kirche für Suchende mit Angeboten unterschiedlichster Form: Exerzitien für Atheisten oder Mittagsgebete für diejenigen, die nur noch schwer glauben können. Mittlerweile ist die Kirche ein zentraler Ort dieses Stadtteils für Menschen, die auf der Suche sind, geworden. Menschen, die keinen Mann im Beichtstuhl suchen, sondern danach, ob sie Menschen finden, denen sie authentisch begegnen können. Diese „Beginner-Kirchen“ sind ein Hinweis darauf, dass wir die Kraft haben, mehr als die zweieinhalb Milieus, die wir normalerweise in unseren kirchlichen Kontexten binden, zu erreichen. Die Frage nach der Kirche für Beginner konzentriert sich auf Menschen, die neu anfangen möchten, die glauben möchten, die Menschen finden, die sagen, wie beten geht: über das Vater Unser hinaus in die Sprache der eigenen Lebenskultur hinein.

Glaubenskurse für Erwachsene haben wir aus der amerikanischen und

englischen Kirche übernommen: „fresh expressions of church“, neue Eindrücke gewinnen, wie Kirche sein kann. Wir können hier weltkirchlich lernen, wie andere das machen. Wir haben also begonnen, Kurse erwachsenen Glaubens zu gestalten. Als wir diese Kurse in einem Dekanat angeboten haben, meldeten sich umgehend 150 Erwachsene an, weitestgehend Leute, die schon in der Kirche sind, aber ihren Zugang zu Kirche, Glauben und Verkündigung in den vorfindbaren Strukturen verloren haben. Da zeigt sich auch, dass solche Initiativen nicht überall möglich sind. Das Dekanat lag in der tiefsten Diaspora, wo Entfernung ein Ausdruck von Sehnsucht wird. Wir haben überlegt, wie wir das Kirchen-Ferne oder das Unkirchliche binden können. Was heißt es etwa, Gottesdienste zu feiern für Leute, die sonst nicht zur Kirche gehen? Wir haben beispielsweise an einem Sonntagmorgen Menschen zu dem Thema „Paar und Beziehung“ eingeladen. Die Kirche war voll mit Leuten, die eigentlich nie zur Kirche gehen.

Es geht um das Christ-Werden als Berufungserfahrung und damit die große Weite der Zugehörigkeit. Die Gemeinschaft des Christ-Werdens muss gesucht werden. Unsere Verbände, die bei uns in der Diaspora fast alle weg sind, haben früher einen Teil dieser Struktur getragen. An ihre Stelle sind kleine christliche Gemeinschaften getreten. Wir freuen uns, in unserem Bistum mittlerweile mehr als 165 dieser kleinen christlichen Gemeinschaften zu haben. Sie sind nicht freikirchliche christliche Hauskreise unter der Frage: „Hast du heute den Herrn schon gesehen?“, sondern wirklich diakonische, verkünderische und betende Kreise. Sie bilden eine Substanz für diese große Fläche der Pfarrei, in der wir leben.

Kirche in den Lebensräumen der Menschen

Für uns ist es wichtig, dass wir im Rahmen unserer lokalen Kirchenentwicklung nach dem Charisma des Ortes fragen, aber man muss sehr genau hinschauen, wie ein Beispiel aus



In vielen Orten engagieren sich ehrenamtliche Helfer, damit Bedürftige bei der Tafel Lebensmittel erhalten. Dabei darf nicht der Eindruck entstehen, dass von Armut belastete Menschen in Gettos der Bedürftigkeit weggeschickt werden.

Hannover zeigt. Dort hat ein Pfarrer gemeint, Innenstadtgemeinden seien generell überaltert. Also wurde ein super Seniorenprogramm aufgebaut. Das Gemeindehaus wurde faktisch zu einem Seniorenzentrum. Dann aber kam eine junge Gemeindeführerin und fragte den Pfarrer, warum hier eigentlich so viele Mütter mit Kinderwagen entlanggingen. Er sagte, dass sei die Kindertagesstätte oder sie kämen aus der Stadt und gingen nach Hause. Es wurde eine Gemeindeforschung gemacht und festgestellt, dass 50 Prozent der Gemeindeführer unter 35 Jahre alt sind. Die Verantwortlichen hatten nicht gemerkt, dass die Enkelgeneration wieder in die Innenstädte gezogen ist.

Was ist das Grundgepräge des Ortes? Manche denken, sie wären ein armer Stadtteil, aber in Wirklichkeit gibt es

gar keine Armen. Manche haben drei Ausländer und meinen, sie hätten einen hohen Migrationsanteil. Die Kirche im Lebensraum der Menschen zu entwickeln, halte ich für eines der obersten Gebote der Stunde. Nicht, weil uns das soziologisch aufgedrängt wird, sondern weil der oberste Soziologe, dem wir an dieser Stelle folgen, der Herr selber ist. Seine Frage den Menschen gegenüber, denen er begegnet, ist und war immer: „Was willst du, was ich dir tun soll?“ Und wenn der Blinde gesagt hätte: „Ich habe Hunger“, dann hätte er ihm zu essen gegeben und vielleicht nicht die Augen geöffnet.

Es geht immer um die Frage, ob wir den Menschen dienen, ob es uns gelingt, die Lebenskontextualität von Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit in den Blick zu nehmen. Wie kommt etwa in unserer

bildungsbürgernahen katholischen Kirche das Prekariat vor? Als Klientengruppe ja, aber auf Augenhöhe? Auf Augenhöhe wie bei Jesus in der Begegnung mit den Armen? Wir werden in hohem Maße lernen müssen, wie wir eine Option für die Armen, mehr noch, für eine arme Kirche umsetzen. Was mich sehr berührt hat in den vergangenen Jahren ist die Geschichte der wunderbaren Brotvermehrung, in der die Jünger sagen: „Schick sie weg.“ „Schick sie in die Suppenküchen, schick sie in die Beratungsstellen, schick sie zur Tafel, schick sie in die Selbsthilfegruppe.“ Und Jesus sagt: „Nein, gebt ihnen zu essen.“ Das kann auch die Suppenküche oder die Beratungsstelle sein. In erster Linie geht es aber um die Frage, wie wir sie in unsere Lebens- und Kirchenkontexte auf gleicher Augenhöhe mit einbeziehen können.

Eine neue Kultur des Kirche-Seins

Wofür stehen wir? Für eine neue Kultur des Kirche-Seins. Eine Kultur des Vertrauens und des Experimentes. Das Bistum Hildesheim ist zum Beispiel das erste Bistum in Deutschland, das ehrenamtliche Gemeindeleitungen vorsieht. Das ist der anfangs beschriebenen Not geschuldet. Wir haben keine Priester mehr. Wir haben für 120 Großpfarreien ab 2015 noch rund 75 Pfarrer. Davon sind mindestens 25 auf dem europäischen Transfer-Markt durchgeleast. Wir haben uns beispielsweise kulturell in Polen bedient. Das ist oft schief gegangen, weil eine volkswirtschaftliche Mentalität wie die polnische zu den Prozessen einer annähernd säkularisierten und damit emanzipierten Gesellschaft nicht passt. Dann haben wir indische Priester geholt. Das hatte einen Vorteil: Wir waren sehr nah am Mysterium. Allerdings wurde nicht genau klar, wie dieses Mysterium aussieht. Das Mysterium, die Eucharistie zu feiern, oder das Mysterium der Sprachschwierigkeit? So hat es etliche Entwicklungen gegeben, nach denen wir jetzt sagen: vielleicht besser keine als diese.

Man muss genau hinschauen, wie das Antlitz der Kirche vor Ort aussehen soll. Wir haben uns an Poitiers (Diözese in Frankreich) und an Linz (Österreich) orientiert und setzen jetzt exemplarisch für die nächste Amtsperiode an 24 Orten ehrenamtliche Gemeindeteams mit etwa drei bis fünf Mitgliedern ein. Gemeinsam mit dem Pfarrer leiten sie den Kirchort. Dieser Pastoralrat für die Gemeinden löst den Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand ab. Damit ziehen wir die Konsequenz aus der Überlegung, dass wir als katholische Kirche die einzige Organisation in Deutschland sind, die in ihren leitenden Gremien Inhalt und Verwaltung voneinander trennt. In diesen Pastoralräten, die wir bei uns an zehn Orten in den letzten vier Jahren erprobt haben, stellen wir immense Men- und Women-Power fest. Es kandidiert beispielsweise auch der Banker, der sagt: „Ihr habt zwar nicht viel Geld, aber es geht hier um Geld. Das will ich gern verwalten und verantworten.“

Die Ehrenamtlichen werden sagen: „Da bekommen wir zwar Verantwortung und Leitung zugebilligt. Aber wann sollen wir das eigentlich machen?“ Wir haben in den Pastoralräten die Erfahrung gemacht, dass es leichter ist, Personen für bestimmte inhaltliche und geschäftliche Aufgaben zu finden, als wenn man jemanden fragt, ob er vier Jahre lang ein Gremium leiten soll. Ein Beispiel: In Wolfsburg haben wir in der Kartei nachgesehen, wie viele Vorruhestandler von Volkswagen wir kennen. Das waren ungefähr 60 Männer und Frauen. Wir haben sie angeschrieben und gefragt, ob sie uns nächsten Winter die Suppenküche für die Nichtsesshaften organisieren und durchführen könnten. 45 haben zugesagt, unter einer Prämisse: „Wir managen das für euch, aber nur unter zwei Bedingungen. Erstens: Keine Theologen, weil die dann die Vision entwickeln, dass man auch von was anderem satt werden könne als von Suppe. Zweitens: Wenn wir das nach drei Monaten erfolgreich gestaltet haben, dann kommt nicht und sagt, das war genial, ihr hättet auch schon die nächste Idee für uns. Wenn wir was machen möchten, dann sagen wir es von uns aus.“

Wenn wir hinhören, werden wir entdecken, dass es viele Leute gibt, die gar nicht so kirchenkritisch sind, dass sie mit „unserem Verein“ nichts zu tun haben möchten. Wenn wir Orte schaffen, die Respekt, Würde und Anerkennung hervorbringen, werden wir Leute finden, von denen wir heute noch träumen. In der Entwicklung der fetten Jahre, die vor uns liegen, werden Sie viele davon finden!

Die Aufgabe des Pfarrers wird das Schwierigste sein: Der Dienst an der Einheit als Dienst an der Vielfalt. In unserem Bistum haben wir nur wenige Pfarrer, die diesen theologischen Einheitsgedanken in pastorale Praxis umsetzen. Einheit heißt bündeln, zusammenführen, ermutigen und stärken. Deshalb sind wir stolz, bei uns 18 Dekanate und 18 Dechanten zu haben, die sagen, dass sie diesen Weg mitgehen, weil sie glauben, dass die notwendigen Veränderungspotenziale

vorhanden sind. Diese Veränderung, dieser Übergang geschieht aber nicht flächendeckend und nicht gleichzeitig.

Die große Kunst ist es, die Zweigleisigkeit zwischen Bewahrung und Erneuerung zu gestalten. Wir haben viele Pfarrgemeinden, in denen vieles gut läuft. Als ein vorrangiges Ziel betrachte ich die Weiterentwicklung der Gemeinden. Viele Gemeinden jedoch können ihre Organisations- und Lebensstrukturen nicht mehr füllen. Für diese Fälle ist es wichtig, Zweigleisigkeiten vorzusehen. Zugleich müssen wir die Art und Weise, wie Gemeinden sich organisieren, sehr differenziert und vielfältig halten. Das bedeutet, dass wir uns anders in die Lebensräume der Menschen einbringen müssen. Vielleicht braucht es mal das Pfarramt im Hochhaus, mittendrin, dort, wo in Ballungsräumen Menschen konzentriert mit anderen Lebensproblemen anzutreffen sind. Die Orte des Christ-Werdens sind sehr vielschichtig.

Unser Weg über den Jordan führt von der Pfarrfamilie hin zu einer Gemeinschaft der Verschiedenheit und der Vielfalt. Die Vielfältigen werden es sein, die an unterschiedlichen Orten Kirche prägen werden.

Den kompletten Vortrag von Martin Wrasmann finden Sie im Internet: www.bistum-muenster.de/gemeindeberatung



Martin Wrasmann
Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim
Hauptabteilung Pastoral
martin.wrasmann@bistum-hildesheim.de

Entlastung der Pfarrer von Verwaltungstätigkeiten

Arbeitsgruppe stellt konkrete Möglichkeiten vor

Aufgrund der zentralen kirchenrechtlichen Stellung der Pfarrer kommt es insbesondere durch die Zusammenlegung mehrerer Gemeinden zu Großpfarreien zu einer immer größeren Arbeitsbelastung. Mit Recht klagen sie darüber, dass ein Großteil der Arbeitszeit für Verwaltungsaufgaben aufgewandt werden muss und kaum Zeit für die strategische Leitung oder für die konkrete Seelsorge übrig bleibt. Daher wurde bereits 2009 in der Dechantenkonferenz eine Arbeitsgruppe gebildet, die über mögliche Entlastungen der Pfarrer vom Alltagsgeschäft der Verwaltung nachdenken und konkrete Vorschläge entwickeln sollte. Nach Ansicht der Arbeitsgruppe müssen vier Entlastungsmöglichkeiten vorrangig angegangen werden: Verwaltung der Tageseinrichtungen für Kinder, Gremienarbeit, Delegationsaufgaben und Effizienz in den Pfarrbüros. Die erarbeiteten Vorschläge zu diesen Bereichen werden inzwischen in Pilotprojekten erprobt beziehungsweise Schritt für Schritt in die Tat umgesetzt.

Entlastung bei der Verwaltung der Tageseinrichtungen für Kinder

Die neu gebildeten großen Pfarreien sind häufig Träger einer größeren Zahl von Tageseinrichtungen für Kinder. Für viele der damit verbundenen Aufgaben, Fragen und Probleme kann der Pfarrer nicht mehr erster Ansprechpartner sein. Daher sieht das durch landesrechtliche Vorgaben ermöglichte neue Konzept für die Tageseinrichtungen veränderte Entscheidungsstrukturen und eine gemeinsame Leitung für bis zu fünf Tageseinrichtungen vor. Auf diese Weise könnten erhebliche Anteile der operativen Verwaltungsaufgaben auf die Leitung der Tageseinrichtungen delegiert werden. In sieben Kirchengemeinden wird dieses Modell zur Zeit erprobt. Durch die wissenschaftliche Begleitung dieser Pilotvorhaben sollen mögliche Schwachstellen des Konzepts aufgedeckt werden. Auf der Grundlage der gewonnenen Erkenntnisse soll 2011 entschieden werden, ob das neue Trägermodell flächendeckend im NRW-Teil des Bistums eingeführt werden kann.

Entlastung von Gremienarbeit

Kirchenvorstandsarbeit

In vielen Kirchengemeinden werden die Kirchenvorstände als Gesamtgremium mit sämtlichen Angelegenheiten befasst. Die Effektivität ließe sich nach Ansicht der Arbeitsgruppe steigern, wenn stärker von der Möglichkeit der Aus-

schussarbeit Gebrauch gemacht würde. In einer zu erarbeitenden Geschäftsanweisung soll verbindlich die Bildung von vier Ausschüssen festgelegt werden. Es handelt sich um

- einen Ausschuss für den Haushaltsplan,
- einen Ausschuss für die Verwaltung von Liegenschaften,
- einen Ausschuss für die Verwaltung von Gebäuden,
- einen Ausschuss für Personalfragen.

Die Ausschüsse für die Verwaltung von Liegenschaften und für die Verwaltung von Gebäuden können bei einer geringen Anzahl zu verwaltender Liegenschaften oder Gebäuden zusammengefasst werden. Den Ausschüssen soll die Möglichkeit eingeräumt werden, sachkundige Gemeindemitglieder hinzuzuziehen. Dadurch könnten Gemeindemitglieder, die zur ständigen Mitarbeit im Kirchenvorstand nicht bereit oder in der Lage sind oder die sich nicht zur Wahl stellen wollen, eingebunden und deren Sachverstand nutzbar gemacht werden. Auf der Grundlage entsprechender Gattungsvollmachten sollen die Ausschüsse Rechtsgeschäfte und Handlungen mit Wirkung für die Kirchengemeinde abschließen bzw. vornehmen können. Der Kirchenvorstand als Gesamtgremium wird jedoch jederzeit die Möglichkeit haben, übertragene Angelegenheiten wieder an sich zu ziehen. Die notwendigen Änderungen der Geschäfts-

weisung für Kirchenvorstände soll bis Ende 2010 erarbeitet werden.

Arbeit in anderen Gremien

Pfarrer sind häufig (geborene) Mitglieder in Beiräten oder Kuratorien. Dies beruht häufig auf Regelungen in Satzungen, die aus einer Zeit stammen, in denen eine Verbindung zur Kirche nur über den jeweiligen Pfarrer denkbar war. Hier bedarf es einer kritischen Prüfung, ob die Wahrnehmung eines solchen Mandats erforderlich und sinnvoll ist. Ergibt die Prüfung, dass die Kirchengemeinde in dem Gremium vertreten sein sollte, stellt sich des Weiteren die Frage, ob das Mandat vom Pfarrer selbst wahrgenommen werden muss. Um den neuen Erfordernissen Rechnung zu tragen, müssen häufig Satzungen von Stiftungen oder Vereinen geändert werden. Ansprechpartner im Bischöflichen Generalvikariat (BGV) ist die Rechtsabteilung.

Entlastung von Aufgaben, die andere erledigen können

Anhand einer Auflistung der bei einer Kirchengemeinde anfallenden Verwaltungsaufgaben wurde festgestellt, dass sich Pfarrer noch viel zu häufig um Angelegenheiten der „laufenden Verwaltung“ kümmern müssen. Um seiner Leitungsverantwortung gerecht zu werden, müsste der Pfarrer selbst aber nur in relativ wenigen Fällen von grund-

sätzlicher Bedeutung tätig werden. Dies sind nach Ansicht der Arbeitsgruppe:

- die Grundsätze bei der Aufstellung des Haushalts und der Jahresrechnung,
- die Personalfragen der Mitarbeiter im pastoralen und liturgischen Dienst und der übergeordneten Leitung der Tageseinrichtungen,
- Mitwirkung bei baulichen Veränderungen an pastoral genutzten Gebäuden der Kirchengemeinde sowie bei der Entwicklung von Liegenschaftskonzepten unter pastoralen Aspekten und Rechtsstreitigkeiten in allen Bereichen.
- In allen anderen Verwaltungsaufgaben könnte stets die Zentralrendantur Ansprechpartner sein. Diese sollte den Sachverhalt ermitteln, Ausschüsse mit der Thematik befassen, den Pfarrer informieren und in Abhängigkeit von der Bedeutung der Sache selbst entscheiden oder Entscheidungsvorlagen erarbeiten.

Zentralrendanturen erledigen das operative Alltagsgeschäft

Die heutigen Verwaltungsvereinbarungen zwischen den Kirchengemeinden und den Zentralrendanturen sehen ein selbstständiges Handeln nicht vor; vielmehr gehen diese immer noch davon aus, dass die Zentralrendanturen auf Anweisung handeln. Dies entspricht nicht mehr der Realität, es entspricht darüber hinaus aber auch auf keinen Fall den Notwendigkeiten, wenn eine Entlastung der Pfarrer erfolgen soll. Die Verwaltungsvereinbarungen sollten daher entsprechend angepasst werden. Das Bischöfliche Generalvikariat wird einen Vorschlag erarbeiten, nach dem im Regelfall nicht der Pfarrer, sondern die Zentralrendantur erster Ansprechpartner ist, die in Abhängigkeit von der Bedeutung der Angelegenheit selbst entscheidet oder eine entscheidungsreife Vorlage für den zuständigen Pfarrer erarbeitet.

Ebenso der Versand von Informationen und sonstiger Post seitens des BGV steht im Zusammenhang mit der Aufgabewahrnehmung durch die Zentralrendantur. Aufgrund der heutigen Rechts-

lage wird die Post in den meisten Fällen unmittelbar an die Kirchengemeinde geschickt, wobei die Zentralrendanturen häufig Durchschriften erhalten. Es wird vorgeschlagen, Post in Verwaltungsangelegenheiten zukünftig grundsätzlich an die Zentralrendantur zu richten; nur in Fällen, in denen das BGV Bedenken äußert oder eine Genehmigung verweigert, soll der Pfarrer eine Durchschrift erhalten. Mit dieser Vorgehensweise wird sichergestellt, dass der Pfarrer mit der Zentralrendantur besprochene Vorgänge als erledigt betrachten kann; nur wenn Probleme auftreten, muss er sich mit der Thematik erneut befassen.

Entlastung durch effektivere Arbeit in den Pfarrbüros

Pfarrbüros werden häufig nicht professionell genug geführt, um die Pfarrer wirksam von Verwaltungsaufgaben zu entlasten. Einer der Gründe für diese Situation ist sicherlich, dass die Verwaltung in den Kirchengemeinden mit dem Strukturwandel nicht Schritt halten konnte. In den kleinen Kirchengemeinden konnten oft nur Stellen mit geringem Stellenumfang angeboten werden, sodass diese für viele Bewerberinnen mit Verwaltungskennnissen nicht attraktiv waren. Folglich wurden in der Vergangenheit häufig Mitarbeiterinnen eingestellt, die nur geringe Verwaltungskennnisse mitbrachten. Auch der professionelle Einsatz von EDV war häufig nicht notwendig, da die anfallenden Arbeiten auch mit alt hergebrachten Arbeitstechniken bewältigt werden konnten.

In zusammengelegten Kirchengemeinden ist in mehrfacher Hinsicht ein Wandel eingetreten. Durch neue Tätigkeitsmerkmale in der KAVO können Mitarbeiterinnen in den Pfarrbüros neuerdings bis in Entgeltgruppe 7 eingruppiert werden. Es können nun Stellen angeboten werden, die auch für Bewerberinnen mit entsprechender Ausbildung sowohl hinsichtlich des Stellenumfangs als auch der Vergütung attraktiv sind. Dies setzt selbstverständlich voraus, dass entsprechend verantwortungsvolle Tätigkeiten

wahrgenommen werden. Es besteht also eine Wechselwirkung zwischen dem Schwierigkeitsgrad der wahrgenommenen Aufgabe und der Vergütung. Ein neu entwickelter Aufgabenkatalog zeigt, welche Aufgaben den Mitarbeiterinnen im Pfarrbüro übertragen werden können. Die Stellen im Pfarrbüro müssen dann ggf. neu bewertet werden.

Die Mitarbeiterinnen in den Pfarrbüros werden für die von ihnen wahrzunehmenden Aufgaben im Bereich des Meldewesens bereits jetzt regelmäßig geschult. Diese Veranstaltungen sollen in Zusammenarbeit mit der Personalabteilung des BGV in Zukunft verstärkt dazu genutzt werden, weitere Inhalte zu vermitteln.

Von Bedeutung für eine gute Arbeit in den Pfarrbüros ist besonders in zusammengelegten Kirchengemeinden dessen Standort. Dabei darf nicht übersehen werden, dass das Pfarrbüro als Anlaufstelle viele Funktionen hat, die nicht unmittelbar mit Verwaltungsaufgaben in Verbindung stehen. Dennoch spricht nach Ansicht der Arbeitsgruppe viel dafür, ein zentrales Pfarrbüro einzurichten. Dies bietet den Vorteil langer Öffnungszeiten und vermindert Reibungsverluste. Da viele Aufgaben nur zentral an einer Stelle erfolgen können (beispielsweise Führen der Kirchenbücher) bleiben für kleine Pfarrbüros mit wenigen Stunden Öffnungszeit in der Woche nur wenige Aufgaben, die dann jedoch unter Umständen effektiver auf andere Weise ortsnah sichergestellt werden können.

Insgesamt bestand unter den Arbeitsgruppenmitgliedern Einvernehmen, dass alle entwickelten Möglichkeiten einer Entlastung grundlegend die Bereitschaft des jeweiligen Pfarrers voraussetzen, Aufgaben zu delegieren und Kompetenzen zu übertragen.

Mitglieder der Arbeitsgruppe: Stadtdechant Ferdinand Schumacher, Dechant Johannes Hammans, Dechant Axel Heinekamp und Ulrich Hörsting, Leiter der Hauptabteilung Verwaltung im Bischöflichen Generalvikariat

Versprechen und Verheißung

Eine Orientierung in nachvolkscirchlicher Zeit

Hat die Kirche Zukunft? Wird es auch morgen noch Glauben geben? Diese Fragen stellen sich viele Menschen angesichts der massiven Veränderungen (in) der Kirche. Wird der not-wendende Wandel gelingen? Was ist hilfreich? Im Gespräch mit dem „Buch des Wandels“ aus der Feder des Zukunftsforschers Matthias Horx können sich Orientierungen ergeben.

Zeit des Wandels – Zeit der Veränderung

Wir erleben eine Zeit der Veränderung und des Wandels. Viele Bereiche der Gesellschaft transformieren sich in neue Zukunft hinein. Der Wandel wird dabei so empfunden, dass er immer schneller vonstatten geht, das heißt, die Abstände zwischen dem Istzustand und dem neuen Schritt werden immer geringer. Die Soziologie spricht daher von der zunehmenden „Beschleunigung“¹ der Gesellschaft, und die Kulturgeschichte hat den Veränderungswillen als Schrittmacher der Moderne ausgemacht².

Dieser Veränderungsprozess hat längst die Kirche(n) beispielsweise durch einen Mentalitätswechsel im Glaubensbewusstsein oder durch pastorale Umbrüche (Fusionen) erreicht. Worauf verweist dieses „Ende der Volkskirche“? Was kommt nach dem Ende – kommt noch etwas? Oder muss man unter das „Familienbuch der Kirche“ in Deutschland einen Schlussstrich ziehen, wie es der junge Hanno Buddenbrook in Thomas Manns gleichnamigem Roman im Stammbuch der Familie unter seinen Namen einst tat: Vom Vater scharf gefragt, warum er das getan habe, gab er zur Antwort: „Ich glaubte, es käme nichts mehr...“³

Diese Frage nach dem, was denn kommen könnte, wenn Altes – Veraltetes – weichen muss, hat seinen Sitz im Leben vieler engagierter Menschen in den Gemeinden: die Sorge, dass mit der alten Gestalt von Kirchlichkeit auch der Glaube selbst, dass Beheimatung und Nähe verloren gehen könnten; die Sorge der in der Seelsorge Stehenden, dass sie dem Auftrag unter den neuen Bedingungen

nicht mehr gerecht werden könnten; das Gefühl nicht weniger, überfordert zu sein. Es ist eine alte menschliche Erfahrung: Veränderungen machen Angst. Das nehmen viele Menschen in der Kirche wahr: Sie, die sich bisher engagiert haben – und sei es „nur“ durch ihre Präsenz im Gottesdienst – ziehen sich zurück. Auch die Räte in den Gemeinden sind oft ratlos angesichts der neuen Herausforderungen.

Den Wandel bewältigen

Dass Angst ein schlechter Ratgeber ist und durch aktives Handeln angesichts der Veränderungsprozesse in der Gesellschaft überwunden werden muss und kann – ist die Überzeugung des Zukunftsforschers Matthias Horx⁴. Im vergangenen Jahr hat er die Ergebnisse seiner Vorträge und Projekte in Buchform vorgelegt⁵. Sie sollen im Folgenden einer theologischen Lektüre unterzogen werden. Die Frage dabei ist: Lassen sich Anregungen und Gedanken Horx' für die Kirche fruchtbar machen?

Es ist ein anregendes und streckenweise originelles Buch. Horx bietet einen historischen Querschnitt durch gelungene und misslungene Transformationserfahrungen in der menschlichen Geschichte. Seine Leitfrage lautet: Warum gelingt Wandel, warum misslingt er? Welche Faktoren sind für den Prozess der Zivilisation hilfreich, welche hinderlich?

Zunächst unterscheidet er zwischen „Wandel“ und „Veränderung“: Veränderung ist ein externer Prozess. Sie entsteht aus Zwängen in Politik und Ökonomie, die zunächst nicht steuerbar sind (13). Dagegen der „Wandel“: Er

1 Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt/M., 2005.

2 Lucian Hölscher, Die Entdeckung der Zukunft, Frankfurt/M., 1999.

3 Thomas Mann, Buddenbrooks, Frankfurt/M., 2004 (53. Aufl.), S. 523f.

4 Gründer eines „Zukunftsinstitutes“ und Dozent für Trend- und Zukunftsforschung an der Zeppelin-Universität am Bodensee.

5 Matthias Horx, Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten, München 2009. Zitate aus diesem Buch werden im Folgenden im laufenden Text mit den Seitenzahlen nachgewiesen.

6 Zu den weiteren Faktoren, die Wandel in der Menschheitsgeschichte ermöglicht haben, siehe Horx, Buch des Wandels, S. 47ff.

7 „Wir haben nichts zu fürchten außer der Furcht selbst!“ – so der US-Präsident Franklin D. Roosevelt in der Zeit der Weltwirtschaftskrise 1933.

8 Im Folgenden geht es nicht um eine kritische Rezension des Buches. Fragwürdig ist etwa die bürgerlich-saturierte Perspektive des Autors, der Fortschrittsoptimismus sozialer Sicherheit, der die sozialen Verwerfungen unserer Gesellschaft – auch sie eine Frucht des Wandels! – nicht in den Blick bekommt.

9 Es ist durchaus eine kritisch-hinterfragende Treue, wie die Mahnungen der atl. Propheten und der Umkehrruf Jesu bezeugen!

10 Martin H. Thiele: „Von Gott, den Menschen und dem ‚Dazwischen‘. Qualität und Seelsorge aus theologisch-systematischer Sicht“, in: Unsere Seelsorge 4/2009, S. 8 – 11.

beginnt „erst dort, wo wir durch einen Prozess der freien Wahl, der aufsteigenden Freiheit, des wachsenden Bewusstseins uns selbst zu verändern beginnen“ (ebd.). Wandel ist also die Aktivität, die sich den Veränderungen stellt.

Dabei hängt der Wandel nach Horx an den „Memen“, kulturellen Mustern, die sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben (49). Sie müssen den notwendigen Wandel positiv begleiten und ermöglichen. Gefordert ist also die Anpassungsleistung (49) der Meme im Hinblick auf notwendigen Transformationsprozesse⁶.

Gelingt die Synchronisation von Kultur und Wandel nicht, misslingt der Wandel. Er scheitert, wenn irrealer Symbolwelten zu große Macht über die Menschen gewinnen. Denn sie potenzieren die Angst vor Veränderungen. Bewegend ist hier Horx' beispielhafte Schilderung des Untergangs des Volkes der Maya: Ihre „Kultur der Angst“ hat den notwendigen Wandel verhindert und so zum Untergang des Reiches beigetragen (51ff). Dem „Krisenwesen“ Mensch (128) ist daher aufgetragen, die Angst in Furcht zu verwandeln, um handlungsfähig und kreativ zu bleiben⁷.

Dabei spielt Vertrauen eine zentrale Rolle. Es ist „die kostbarste Ressource für das Gelingen des Wandels... Sie ist die einzige Ressource, die sich ständig vermehrt, während man sie ‚verschwendet‘“ (108). Die „Kunst, Abschiede zu vollziehen“ (177) – erst das wäre gelungener Wandel – speist sich aus dem Vertrauen auf eine neue Stufe nach dem Abschied. Dann erst „macht“ der Wandel Sinn. Sinn ist für Horx „nichts anderes als ein neurologisches Muster“ (126), in dem Kohärenz und Bewältigung zusammenspielen.

Hier kommt für Horx auch die Religion ins Spiel: Sie ist hilfreich, wo sie die Potenziale bereitstellt, die Wandel ermöglichen, weil sie Vertrauen herstellen. Dem Christentum wird – anders als den transzendentalen Religionen Asiens – durchaus bescheinigt, innovationsfähig zu sein (37f.).

Es hat zumindest im Rückblick auf den kulturgeschichtlichen Fortschritt Europas offensichtlich „funktioniert“.

Von der verwandelnden Kraft der Verheißung

Vertrauen ist das, was Wandel ermöglicht; eine Perspektive „über den Tag hinaus“, die gerade auch dann noch Geltung in Anspruch nehmen kann, wenn der Wandel gelungen ist. Darin ist dem Autor sicher zuzustimmen⁸. Doch woher speist sich Vertrauen? Ist es Ergebnis eigener Anstrengung – das wäre ja nicht wenig – oder gibt es einen „Mehrwert“, der das Vertrauen in die Möglichkeit gelungenen Wandels stimuliert? Wer nach solchem „Mehrwert“ fragt, der fragt schon nach den Ressourcen des Glaubens. Hier kommen „Verheißung“ und „Versprechen“ ins Spiel.

Verheißung und Versprechen: Sind das jene „Meme“, kulturellen Deutungs- und Sinnmuster, die Horx im Prozess der Zivilisation aufspürt? Dass sie sich, so der Autor, jeweils „anpassen“ müssen, muss hellhörig machen. Denn sie sind offenbar nichts als – nachträgliche? – Legitimatoren einer Entwicklung, die ohnehin „kommen muss“. Der „Mehrwert“, von dem oben gesprochen wurde, kommt aber nicht aus sich selbst, sondern von dem, der sich den Seinen verheißt und verspricht: „Ich werde ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein!“ Diesem Versprechen ist zu trauen, weil es sich durch alles Auf und Ab der Geschichte des Gottesvolkes bewährt hat, weil der, von dem es spricht, treu ist⁹.

Wie also kann Wandel (in) der Kirche gelingen?

Der Glaube, der sich wandelt, bringt Vergangenheit und Zukunft zusammen. Denn zum einen vertraut er auf die Wegbegleitung des Gottes, der sich in der Vergangenheit als treu erwiesen hat. Die Gottesgeschichten, also die Geschichten der Menschen mit Gott, verbürgen eine personale Dimension im Prozess des Wandels: Der Wandel ereignet sich in der Beziehung

zwischen Menschen, Gemeinden, Kirchen und dem Gott, der treu ist.

Zum anderen vertraut der Glaube auf die Zukunft. Denn das Christentum hat eine eigene Zukunftskompetenz: Es lebt von der Verheißung auf ein „Mehr“, das sich nicht konstruieren und machen lässt – hier hilft im Letzten keine pastorale Strategie¹⁰ –, sondern verheißt ist. Die Kraft zum Wandel speist sich aus der Erinnerung an eine von Gott her verheißene Zukunft. Dass es überhaupt eine Zukunft gibt, wird denen tröstend zugesprochen, die „glauben, es kommt nichts mehr“.

In den Veränderungen kirchlichen Lebens, die ja nicht selten Zumutungen und Herausforderungen sind, gilt es, den zu entdecken, der in allem Wandel treu bleibt, weil er die nicht lassen will, denen er sich verheißt hat.

„Wohl denen, die da wandeln“

Am Beginn der langen Lebensreise Abrahams gibt ihm Jahwe dieses Wort mit auf seinen Weg: „Wandle vor meinem Angesicht!“ (Gen 12,1). Der Wandel der Kirche wird gelingen, wenn wir vor Gott wandeln: vor seinem Angesicht! Der Wandel (in) der Kirche ist nicht bloße Strategie und „operatives Geschäft“. Er ist ein Wandel, der im „Wandeln vor Gott“ geschieht und darin nach seinem (Heils-)Willen fragt. Dass er gelingt und nicht ins Leere läuft, dass die „nachvolklichkirchliche“ Kirche immer Kirche des Volkes Gottes sein wird, das kann Mut und Vertrauen wecken, die Veränderungen aktiv als Wandel zu gestalten.



Martin H. Thiele

Akademie Franz-Hitze-Haus Münster
Leiter Fachbereich Theologie / Geistl. Rektor
thiele@franz-hitze-haus.de

Literatur zum Thema

Welche Literatur kann auf der Suche nach neuen Impulsen für die aktuelle Umbruchsituation der Pastoral hilfreich sein? Mitarbeiter aus unterschiedlichen kirchlichen Handlungsbereichen empfehlen ihre Favoriten für eine Horizonterweiterung im Blick auf die anstehenden Fragen kirchlicher Entwicklung.



Dieses umfangreiche Buch ist ein anderer Schlüssel zur Situation des Glaubens angesichts der rasanten Traditionsabbrüche und Veränderungen, die wir in unseren unterschiedlichen Pfarregebilden erleben, als die Diskussion über die Reform von Strukturen oder die Frage nach einer strategischen Entwicklung der Pastoral. Halbfas lädt ein, sich auf die Spuren der Entstehung von Sprache und Glauben in der Menschheitsgeschichte zu machen. Er verfolgt die elementaren Zusammenhänge zwischen Glaube, Geschichte, Wissen und Vernunft. Viele Stimmen kommen in Rede und Gegenrede zu Wort, um die aktuellen Erkenntnisse der Wissenschaften für zentrale christliche Glaubensinhalte zu diskutieren und nach der Wahrhaftigkeit einer unver-

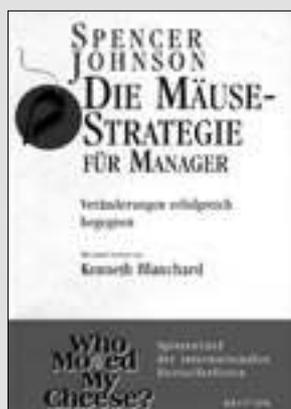
änderten Glaubensdarlegung zu fragen. Das Buch animiert zum Austausch, wie unser christlicher Glaube eine Zukunftsgestalt finden kann und welche christliche Praxis diesem Glauben heute entspricht. In der Einleitung des Buches heißt es: „Die Zukunftsgestalt des christlichen Glaubens ist an die Kenntnis und den Gedankenaustausch vieler gebunden, sie ist keineswegs allein Experten zu überlassen. Sie ist eine Herausforderung ersten Ranges.“

Ute Gertz
Pastoralassistentin

Hubertus Halbfas:

Der Glaube

Patmos Verlag, Ostfildern 2010, 58 Euro



Der Bestseller-Autor Spencer Johnson hat mit der „Mäuse-Strategie“ eine klassische, tief sinnige, humorvolle Parabel vorgelegt. Diese Lebensphilosophie, wie Veränderungen erfolgreich zu begegnen ist, ist direkt auf die persönliche, berufliche und pastorale Umbruchsituation zu transferieren. Dieses nur 100 Seiten umfassende Buch, das die Kernsätze der Geschichte von „Grübel“ und „Knobel“, des Labyrinths und der Suche nach dem Käse... immer strukturiert zusammenfasst, ist nicht nur empfehlenswert und gut lesbar, sondern besonders hilfreich und inspirierend für eine persönliche und kirchliche mentale Standortbestimmung. Dieses Buch kann dazu beitragen, die eigene Rolle angesichts der rasanten Umbruchs-

situationen deutlicher zu sehen, nicht apathisch oder resignativ zu werden, sondern sich an der Suche nach dem „verheißenen Land“ (Käse) mit den jeweiligen Möglichkeiten zu beteiligen, „wenn man erkennt, dass man neuen Käse finden und genießen kann, wenn man den Kurs ändert“.

Hermann Flothkötter
ehemaliger Leiter der
Fachstelle Bildungsmanagement
Bischöfliches Generalvikariat Münster

Spencer Johnson:

Die Mäusestrategie für Manager

Ariston Verlag, München 2000, 14,80 Euro

Der Münsteraner Philosoph und Theologe Klaus Müller fasst in zehn Kapiteln seine in der Verkündigung entstandenen Entwürfe zu den existenziellen Ungewissheiten der Menschen von heute zusammen. Er entwickelt auf biblischen Grundlagen lebensrelevante Perspektiven durch eine Orientierung am Christlichen. Dabei reflektiert er unter anderem Themen wie Mensch- und Subjektwerdung, Glauben und Denken, Strukturwandel von Kirche und Gemeinde, Tauglichkeit des

Glaubens in der Moderne, Religion und Vernunft. Die Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Formen des Atheismus wird ebenso wenig ausgespart wie die Fragen nach Verstrickung in Schuld und Sünde oder nach den ethischen Werten eines jüdisch-christlichen Menschen- und Weltbildes. In einer anspruchsvollen, aber verständlichen Sprache wendet sich Klaus Müller dem suchenden Leser zu und nimmt ihn gedanklich mit bei seiner Suche nach Antworten aus der christlichen

Glaubenstradition. Besonders vor dem Hintergrund der vielen offenen Fragen zur Zukunft des kirchlichen Lebens ist dieses Buch unbedingt lesenswert.

Franz-Thomas Sonka

Referat für Katholiken anderer Muttersprache
Bischöfliches Generalvikariat Münster

Klaus Müller:

Dem Glauben nachdenken

Aschendorff Verlag, Münster 2009

24,80 Euro



Über Lebensvertrauen, Lebensgrund, Lebensfreude, Lebenssinn, Lebensmacht, Lebensmodell und anderes schreibt Hans Küng. Er legt auf eine – auch für theologisch nicht vorgebildete Menschen – sehr verständliche Weise und in Verbindung mit vielen biographischen Notizen dar, was die Grundinhalte des christlichen Glaubens und seine persönlichen Glaubensüberzeugungen sind. In der aktuellen Umbruchsituation der Kirche herrscht bei vielen Christen Verunsicherung vor. Daher macht es Sinn, sich anhand dieser Lektüre des Fundamentes zu versichern, auf dem Christen durch den Glauben stehen,

und was sie durch die Zeit der kirchlichen Veränderungen heute und morgen trägt und gelassen sein lässt. Manche Abschnitte, in denen der Autor etwas selbstverliebt auf sein Schaffen und seine Veröffentlichungen verweist, schmälern nicht den Gewinn, den der Leser bei der Lektüre des Buches erhält.

Rafael van Straelen

Studentenpfarrer in Münster

Hans Küng:

Was ich glaube

Piper Verlag, TB, München 2010, 9,95 Euro

Richard David Precht hatte beim Schreiben seines Buches ein Ziel vor Augen: „beim Leser die Lust am Denken zu wecken und zu trainieren“. Auf unterhaltsame, manchmal auch freche Weise nimmt Precht in dem knapp 400-seitigen Werk seine Leserinnen und Leser mit auf eine philosophische Reise, auf der sie einigen der berühmtesten Zeitgenossen der letzten 2500 Jahre begegnen und sehr pragmatisch an die großen philosophischen Fragen des Lebens herangeführt werden. „Was ist Wahrheit?“, „Woher kommen wir?“, „Gibt es Moral im Gehirn?“, „Darf man Menschen kopieren?“, „Gibt es Gott?“ oder „Was ist gerecht?“ Die Fragen sind eingeordnet in drei Kapitel, die sich an den Grundfragen Immanuel Kants orientieren: Im ersten Kapitel „Was kann ich wissen?“ geht es um Erkenntnistheorie, im zweiten „Was soll

ich tun?“ um Fragen der Ethik und Moral, im dritten „Was darf ich hoffen?“ schließlich um zentrale Menschheitsfragen wie etwa die Frage nach Gott, nach Liebe und nach dem Sinn des Lebens. In seinen bewusst nicht abschließend formulierten Antworten verknüpft Precht die Erkenntnisse unterschiedlicher Disziplinen miteinander: Philosophie, Theologie, Neurobiologie, Soziologie, Physik, Medizin, Psychologie – oft sind es nur kleine Passagen, in denen die aktuellen Kerngedanken des jeweiligen Forschungszweigs dargestellt werden. Dadurch zeigt sich aber, wie offen und subjektiv, oftmals auch widersprüchlich manches Wissen ist, das in der Welt kursiert. Grundkenntnisse der Philosophie sind an manchen Stellen hilfreich, insgesamt aber zum Verstehen des Buches nicht nötig. Übrigens: Die einzelnen Fragen werden

zwar auf ausgeklügelte Art und Weise miteinander verbunden, können aber auch für sich gelesen werden. Fazit: Die Fülle an Informationen im Buch kann verwirren, und ab und zu bleibt ein mulmiges Gefühl, wenn Precht frühere Denkansätze und wissenschaftliche Positionen vom Tisch wischt. Doch dies weckt beim Leser erst recht die Lust, das Gelesene zu überprüfen und zu vertiefen. Damit hätte das Buch dann sein Ziel erreicht. Sehr lesenswert!

Stefanie Uphues

Referat Katechese

Bischöfliches Generalvikariat Münster

Richard David Precht:

Wer bin ich und wenn ja, wie viele?

Goldmann Verlag, München 2007

14,95 Euro

THEMEN – TIPPS – TERMINE

Entdeckungstour für die Seele

Frauen erleben Spiritualität

Eine zehntägige Entdeckungstour für die Seele lädt dazu ein, die Vielfalt der Spiritualität von Frauen sichtbar zu machen. Frauen erleben und gestalten Räume in Kommunikation und Gemeinschaft. Gemeinsam entdecken sie die Lebendigkeit von Spiritualität und zeigen ihre spirituelle Kompetenz in der Kirche. Es wird mit kreativen Elementen gearbeitet, die Bezug zum Leben von Frauen haben und den Kontakt und die Vertiefung mit der Botschaft Jesu anbieten. Als innovatives Modell kann dieses Projekt Impulse für den Gemeindealltag liefern.



Die Erfahrung von Heil und von Brüchigem im Leben sind jeder Frau vertraut. Beziehungen, Gesundheit oder der Körper sind Quellen beflügelnder und niederdrückender Erfahrungen. Die christliche Botschaft vermittelt Zuspruch und Heil in verschiedenen Lebenslagen. Spiritualität ist ein reichhaltiger, tragfähiger Hintergrund für solche

Erfahrungen. Das findet Ausdruck in der Entdeckungstour für die Seele. Von der zehntägigen Kunstausstellung über einen Stadtrundgang Heiliger Frauen, über Gottesdienst, Tanz, Klang, Theater und Gespräch gibt es viele Möglichkeiten, der eigenen Geschichte auf die Spur zu kommen. Ein Faltblatt mit ausführlichem Programm wurde im Januar

an alle Pfarreien verschickt und kann (auch in größerer Stückzahl) im Referat Frauenseelsorge angefordert werden.

- Freitag bis Sonntag, 1. bis 10. April 2011
- Veranstalter: Referat Frauenseelsorge und Bischöfliche Frauenkommission

Telefon: 0251 495-570

frauen@bistum-muenster.de

Eine Liebe – zwei Kirchen

Ehevorbereitungskurs für konfessionsverbindende Brautpaare

Vor einer kirchlichen Hochzeit gibt es viel zu bedenken und viele Fragen zu klären. Paare, bei denen ein Partner in der katholischen und der andere in der evangelischen Kirche beheimatet sind, haben die zusätzliche Aufgabe, sich mit ihrer Konfession auseinander zu setzen. Ein Thema, das sie verbindet und gleichzeitig trennt. In verschiedenen Konfessionen miteinander zu leben heißt, in der eigenen Kirche beheimatet zu bleiben, den Partner in die eigene „religiöse Welt“ hinein zu nehmen aber auch, getrennte Wege auszuhalten. Was

bedeutet das für den Alltag? Wie kann die eigene Konfession gelebt und die des Partners respektiert werden? Welche Unterschiede gibt es in den Konfessionen und was verbindet und trägt sie?

Zu diesem Wochenende sind Paare eingeladen, die kurz vor der Hochzeit stehen und sich für diesen Weg entschieden haben. Es werden Informationen über das unterschiedliche Eheverständnis der evangelischen und katholischen Kirche und Hilfen für die Gestaltung der Trauung gegeben.

- Freitag, 25. März 2011, 18 Uhr, bis Samstag, 26. März 2011, 18 Uhr
- Ort: Liudgerhaus, Münster
- Kosten: 80 Euro pro Paar (einschließlich Übernachtung und Mahlzeiten)
- Veranstalter: Verbund der Katholischen Erwachsenenbildung in Kooperation mit dem Referat Ehe- und Familienseelsorge

Telefon: 0251 495-466

familie@bistum-muenster.de

Vamos a España!

Weltjugendtag 2011 in Spanien

Gemeinschaft erleben, Spanien kennen lernen, den Glauben feiern – all das mit über 1000 jungen Leuten aus dem Bistum Münster und rund einer Million aus der ganzen Welt: Das ist der Weltjugendtag 2011 in Madrid!

Das Weltjugendtagsbüro Bistum Münster bietet vom 10. bis 22. August 2011 wieder eine Reise zum Weltjugendtag an. Die Fahrt beinhaltet die Teilnahme an den Tagen der Begegnung im Erzbistum Pamplona-Tudela sowie am zentralen Fest des Weltjugendtags in Madrid. Die Unterbringung erfolgt voraussichtlich in Gastfamilien und in Gemeinschaftsunterkünften wie Schulen, Gemeindehäusern oder Sporthallen. Die Anmeldung zur Fahrt ist nur gruppenweise möglich. In der Regel übernehmen das die verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Pfarrgemeinden oder Jugendverbänden.



- Mittwoch, 10. August, bis Montag, 22. August 2011
 - Kosten: 559 Euro
 - Veranstalter: Weltjugendtagsbüro Bistum Münster
- www.wjt2011-muenster.de**
Telefon: 0251 495-454
jugend@bistum-muenster.de

Kar- und Ostertage auf der Jugendburg Gemen 2011

In der Zeit von Gründonnerstag bis Ostersonntag können Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 16 bis 25 Jahren auf der Jugendburg Gemen geistlich und menschlich gefüllte Tage erleben, die geprägt sind vom Kontakt mit Gleichaltrigen und jugendgemäß gestalteten Gottesdiensten: Gebet, Gruppe, Gottesdienst, Stille, Spiel, Feier, Zeit für mich und für Gespräche – all das bietet eine gute Gelegenheit, von Gott berührt zu werden und Antworten zu bekommen, die der Himmel geschickt hat.

- Gründonnerstag, 21. April bis Ostersonntag, 24. April 2011
 - Ort: Jugendburg Gemen
 - Kosten: 75 Euro (65 Euro ermäßigt)
- Telefon: 0251 495-454**
jugend@bistum-muenster.de

Segnungstage 2011

Bischof Felix Genn lädt nach Münster ein

Für Paare, die ein Ehejubiläum feiern können, und für Menschen, deren Partner verstorben ist, finden auch 2011 Segnungstage im St.-Paulus-Dom in Münster statt. Sie bieten die Möglichkeit, Gleichgesinnte zu treffen und sich auf vielfältige Weise mit der eigenen Lebenssituation zu beschäftigen. Fester Bestandteil des Tages ist die Eucharistiefeier mit Bischof Felix Genn. Im Anschluss besteht die Möglichkeit, einen persönlichen Segen zu empfangen. Nach einem Mittagsimbiss schließt sich ein vielfältiges Nachmittagsprogramm an. Die Segnungstage enden mit einer Andacht im Dom. Ausschreibungen mit den detaillierten Programmen werden im Frühjahr veröffentlicht.



Tage der Ehejubiläen

- Samstag, 4. Juni 2011
 - Samstag, 8. Oktober 2011
 - Veranstalter: Referat Ehe- und Familienseelsorge
- Telefon: 0251 495-466**
familien@bistum-muenster.de

Tag für Menschen, deren Partner verstorben ist

- Samstag, 22. Oktober 2011
 - Veranstalter: Referat Seelsorge in kritischen Lebenssituationen
- Telefon: 0251 495-567**
seelsorge@bistum-muenster.de

Schule und Jugendarbeit

Fachtagung Jugendpastoral am 2./3. Mai 2011

In den vergangenen Jahren hat sich für viele Kinder und Jugendliche der Alltag stark verändert, weil sie immer mehr Zeit in der Schule verbringen. Diese Entwicklung hat Konsequenzen für die kirchliche Jugendarbeit, deren Angebote an Wochentagen vor allem nachmittags stattfinden. Im Rahmen der Fachtagung Jugendpastoral 2011 soll darum das Zusammenspiel von Schule und Jugendpastoral reflektiert und nach angemessenen Formen der Kooperation gesucht werden.

Als Referenten konnten der Sozialwissenschaftler Professor Ulrich Deinet (Düsseldorf) und der Pastoraltheologe Joachim Burkard (Freiburg) gewonnen werden. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln werden sie beleuchten, inwiefern sich Schule und kirchliche Jugendarbeit einander zum Wohl von jungen Menschen ergänzen können. Gleichzeitig werden sie Kriterien für eine gute Zusammenarbeit entwickeln. Darüber hinaus werden Praktiker der Jugendarbeit Arbeitsgruppen zu den differenzierten Formen der Kooperation zwischen

Schule und Jugendpastoral anbieten. Zu dieser Fachtagung Jugendpastoral sind neben Hauptberuflichen der kirchlichen Jugendarbeit im Bistum Münster auch schulische Mitarbeiter eingeladen, die für die Zusammenarbeit mit kirchlichen Trägern verantwortlich sind.

- Montag / Dienstag, 2. / 3. Mai 2011
- Ort: Jugendburg Gemen
- Kosten: 125 Euro (90 Euro ohne Übernachtung)

Telefon: 0251 495-454
jugend@bistum-muenster.de

Einsatz mit Gewinn!?

Woche für das Leben 2011

2011 und 2012 steht die Woche für das Leben unter dem Leitthema „Engagiert für das Leben“. Für 2011 wurde das Motto „Einsatz mit Gewinn“ festgelegt. Aber kommt die Woche für das Leben nicht zur ungünstigen Zeit? Zu viel ist in den Gemeinden zu tun, zum Beispiel bei der meist zeitgleich laufenden Vorbereitung auf die Erstkommunion. Lohnt sich der Einsatz überhaupt? Und wenn ja, für wen? Vielleicht hat es Sinn, einmal die Perspektive zu wechseln.

Vieles, wenn nicht sogar fast alles in Pfarrgemeinden und kirchlichen Einrichtungen läuft, weil sich dort Ehrenamtliche engagieren. Deren Einsatz ist auf jeden Fall ein Gewinn für die Gemeinde, in der Regel aber auch für die Engagierten selbst. Andererseits trifft man fast überall und immer wieder die gleichen Ehrenamtlichen. Für manche Aufgabe fällt es schwer, neue Freiwillige zu finden. In anderen Bereichen gibt es dagegen sehr viele Menschen, die sich engagieren möchten, zum Beispiel bei den Tafeln oder bei den Ausbildungspaten in Recklinghausen. Und überall

gibt es Menschen, die Unterstützung, Hilfestellung oder einen geteilten Schirm gut gebrauchen können, um im Bild der Woche für das Leben zu bleiben – damit niemand „im Regen stehen bleibt“. Anstatt für die Woche noch eine zusätzliche Aktion neben all den anderen Aufgaben auf die Beine zu stellen, könnte sie dazu genutzt werden, einen Blick auf das Engagement Ehrenamtlicher zu werfen, bisherigen Engagierten zu danken, neue zu gewinnen, sich Gedanken über die Rahmenbedingungen ehrenamtlichen Engagements in der Gemeinde zu machen oder ein (vielleicht längst geplantes) neues Ehrenamtliches – Projekt auf den Weg zu bringen. Dazu könnten die Materialien und die „größere Öffentlichkeit“ der Woche für das Leben einen nützlichen Rahmen bieten.

- Samstag, 7. Mai 2011, bis Samstag, 14. Mai 2011
www.woche-fuer-das-leben.de
Telefon: 0251 8901-283
(Caritasverband für die Diözese Münster)
wochefuerdasleben@caritas-muenster.de

Aktiv in das Alter (AidA) – Schnuppertag im Juli 2011

Keine Lust auf Seniorenteller und Co? Wie bleibt man gesund, fit und wach im Kopf? Was war wichtig im eigenen Leben oder soll es in Zukunft sein? Was ist das Alter(n) heute? Für alle, die anders in ihr Alter starten wollen, gibt es einen Schnuppertag zur Kursreihe „Aktiv in das Alter“.

Einen bewussten, aktiven Weg in das Alter zeigt das AidA-Programm, weil Gedächtnistraining, Bewegung, Alltagsfähigkeiten und Lebensdeutung aus dem Glauben kombiniert werden. AidA steht für das gemeinsame Lernen im dritten Lebensalter ab 60 Jahren. Der Schnuppertag lädt dazu ein, das AidA-Training auszuprobieren.

- Samstag, 9. Juli 2011, 9.30 bis 17 Uhr
- Ort: Haus der Familie, Warendorf
- Kosten: 5 Euro
- Veranstalter:
Referat Seniorensorge
Telefon: 0251 495-6393
senioren@bistum-muenster.de

Personalien

Nicole Ruwe



Zum 1. Februar trat Nicole Ruwe (27) ihre Stelle im Regionalbüro Mitte in Dülmen an. Ruwe studierte bis 2008 Sozialpädagogik und Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule Münster. Seit 2008 ist sie Mitarbeiterin des jugendpastoralen Zentrums Areopag in Recklinghausen und war in verschiedenen Institutionen als Referentin in der Aus- und Fortbildung tätig.

Karola Siebers



Karola Siebers (27) verstärkt seit dem 1. Dezember 2010 das Referat Büchereien. Die Diplom-Bibliothekarin studierte Bibliothekswesen an der Fachhochschule Köln. Sie ist zuständig für die bibliothekarische Koordination des Projektes „EDV-Ausstattung Büchereien“.

Johannes Heimbach



Johannes Heimbach (47) ist seit dem 15. Dezember 2010 im Referat Liturgie in der Fachstelle Gottesdienst sowie im Referat Exerzitien und Spiritualität tätig. Der Diplom-Theologe und Sozialpädagoge ist unter anderem für die Koordination der Aus- und Fortbildung von liturgischen Diensten (Leiter von Wortgottesfeiern, Lektoren, Kommunionshelfern und Sakristanen) zuständig. Darüber hinaus koordiniert er unter anderem die Exerzitienangebote im Bistum Münster. Nach seiner Tätigkeit als Pastoralreferent in verschiedenen Gemeinden war Heimbach von Anfang 2004 bis Ende 2010 als Ausbildungsreferent im Institut für Diakonat und Pastorale Dienste in Münster tätig. Er tritt die Nachfolge von Pater Chrysostomus Ripplinger OSB an.

Manfred Koers



Manfred Koers (45) hat bereits zum 1. Oktober 2010 die Leitung der Fachstelle Bildungsmanagement im Bischöflichen Generalvikariat übernommen. Der gebürtige Wettringer studierte Religionspädagogik und promovierte im Fach Pädagogik. Nach einer Mitarbeit im Jugendhof Vechta arbeitete er sechs Jahre im Marstall Clemenswerth in Sögel, einer Jugendbildungsstätte des Bistums Osnabrück. Anschließend vertrat er die Fachbereiche Theologie und Politik im Katholischen Bildungswerk der Erzdiözese Köln. 2001 wurde Koers Leiter des Katholischen Bildungswerks im Kreisdekanat Steinfurt, 2007 Leiter des dortigen Katholischen Bildungsforums. Koers ist Nachfolger von Hermann Flothkötter, der in die Freizeitphase der Altersteilzeit eintrat.

Die nächste Ausgabe von
Unsere Seelsorge
erscheint im Juni 2011

Themenschwerpunkt
Seniorenseelsorge

„DKM. Die Bank, die uns nahe steht!“

Direkt: Seit über 45 Jahren steht Ihnen die DKM als katholische Direktbank nahe. Schnell und bequem haben Sie per Telefon, Fax, Post oder E-Mail Zugriff auf unsere attraktiven Leistungen: kostenlose, verzinst Girokonten, lukrative Geldanlagen, umfassende Vermögensberatung, günstige Baufinanzierung u. v. m. Der Verzicht auf Filialen bringt Kostenvorteile, von denen Sie direkt profitieren – durch die Bank.

Kompetent: Wir betreuen ausschließlich die Einrichtungen und hauptamtlichen MitarbeiterInnen der katholischen Kirche. Daraus resultiert ein umfassendes Fachwissen, das sich für Sie auszahlt.

Menschlich: Wir leben unseren Gründungsgedanken fort: Einer für den anderen. Für uns zählen Sie nicht nur als Kunde, sondern vor allem als Mensch.

Direkt informieren:
Hotline (02 51) 5 10 13-2 00

DKM

Breul 26 · 48143 Münster Internet: www.dkm.de
Hotline: (02 51) 5 10 13-2 00 E-Mail: info@dkm.de

DARLEHNSKASSE
MÜNSTER EG

DKM

Die 1. Bank-Adresse für Kirche und Caritas